

# Der Westpreuße

Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion



75. Jahrgang Heft 1 Frühjahr 2023 € 9 (D) 35 zł (PL)



## Westpreußen-FOKUS

Frauegestalten in der Geschichte  
des unteren Weichsellandes

## SOLIS CAELIQUE STATOR

Ein Großer der Weltgeschichte:  
Nicolaus Copernicus aus Thorn

# AUS DEM INHALT

## VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Auf ein Wort

## PANORAMA

- 5 Geburtstagsball für eine schon ältere Dame
- 5 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing und Marienburg



Zeitreise ins 18. Jahrhundert zur Gräfin Louise von Krockow

FOTO: MARTA GŁOWACKA (MELIE STUDIO, FOTOGRAFIA, PODDERBICE, PL)

## 7-22 Westpreußen-FOKUS

### FRAUENGESTALTEN IN DER GESCHICHTE DES UNTEREN WEICHSELLANDES

## GESCHICHTE UND KULTUR

- 23 Besichtigung einer Heldengeschichte: Nicolaus Copernicus zum 550. Geburtstag
- 27 Das gründerzeitliche Gesicht der Stadt Elbing. Auf den Spuren des Bauunternehmers Otto Depmeyer
- 32 IN DEN BLICK GENOMMEN Sabrina Janeschs *Sibir* und Przemek Zybowski's *Das pinke Hochzeitsbuch*

## POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 35 Nach dem Ende der Illusionen. Gwendolyn Sasse im Interview
- 36 Europäische Aussöhnung – im Schatten des Krieges

## RUBRIKEN

- Neuerscheinungen (38)
- Impressum / Autorinnen und Autoren (39)
- Vorhinweis auf den Westpreußen-Kongress 2023 (39)
- Zum guten Schluss (40)



Breaking News (7. 2. 1710): Elbing in der Hand der Russen



Nicolaus Copernicus: Ein Held unterschiedlicher Geschichten



Ein Maurermeister prägt die Konturen der aufstrebenden Industriestadt Elbing

**DAS JAHRESINHALTSVERZEICHNIS 2022 FOLGT IN DER NÄCHSTEN AUSGABE**

## TITELBILD

Frühlingserblühen in der Elbinger Niederung; im Hintergrund die Stadt mit dem Turm der St. Nikolai-Kirche

FOTO: FREDAN FOTO / ALAMY STOCK PHOTO

**PASSWÖRTER** für die digitalen Fassungen der letzten drei Westpreußen-Ausgaben:

- 📖 Herbst 2022: heft-3-2022-dgw
- 📖 Winter 2022: heft-4-2022-asw
- 📖 Frühjahr 2023: heft-1-2023-nc0



Gwendolyn Sasse im Gespräch über Russlands Krieg und die Verantwortung des Westens



Programmatische Rede auf dem BdV-Jahresempfang

ESEMPFANG 2023

# Westpreußen-FOKUS

# vorab

## 7

Unter dem Titel »Gib mir das Deine, damit ich dir das Meine gebe« verfolgt Tilmann Asmus Fischer die Spuren der Frömmigkeit Dorotheas von Montau, der Patronin Preußens und des Deutschen Ordens.



FOTO: KUDAK VIA WIKIMEDIA.ORG CC BY-SA 3.0

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

diesmal müssen wir gleichsam mit der Tür ins Haus fallen und uns in eigener Sache an Sie wenden: Diese Ausgabe des *Westpreußen* hat sich um einen ganzen Monat verspätet, und da wir aus Kostengründen nur diejenigen von Ihnen informieren konnten, von denen uns eine E-Mail-Adresse bekannt ist, haben wir vielen anderen sehr viel Geduld abverlangen müssen. Dafür möchten wir Sie höflich um Nachsicht bitten.

Der Grund für diese überlange Verzögerung lag darin, dass unsere insgesamt sehr schmale Personaldecke tiefgreifende gesundheitliche Probleme der Akteure leider nicht aufzufangen vermag, so dass ein längerfristiger Stillstand unvermeidlich geworden ist. Wenn dann die Arbeitsprozesse nur schleppend wieder in Gang kommen und die Bewältigung der Aufgaben mehr Zeit und Kraft beansprucht als bei den früheren Ausgaben, geraten alle Dispositionen und Terminkalkulationen allzu leicht aus dem Lot.

Deshalb haben wir diesmal einen Kompromiss schließen müssen zwischen der Dehnung der Produktionsfristen und einer Reduzierung des Heftumfangs. Dieser *DW*-Ausgabe »fehlen« leider acht Seiten; wir werden sie Ihnen aber gewiss in den nächsten beiden Ausgaben nachliefern, denn wir lassen uns von der Hoffnung leiten, dass sich im Redaktionsalltag bald wieder eine gewisse Normalität einstellt – und das heißt nicht zuletzt, dass wir froh wären, wenn ab der folgenden Nummer auch unser langjähriger Korrespondent und Freund Piotr Olecki wieder in der Lage wäre, uns seine »Notizen« aus Thorn zukommen zu lassen.

Neben den Gefährdungen, denen unsere publizistischen Bemühungen für Westpreußen ausgesetzt sind, gibt es wenigstens von der zweiten Säule, auf denen diese Zeitung ruht, beruhigende und sogar erfreuliche Nachrichten. Esther Lüchtfeld, die Leiterin unseres Geschäftszimmers, versieht weiterhin ihre vielfältigen Aufgaben stetig und in gewohnter Perfektion – und konnte Anfang Februar ihr 20. Arbeitsjubiläum feiern. Wir haben ihr aufs Beste gratuliert und für ihr kompetentes und unbestechliches Wirken in dieser langen Zeit sowie für ihre große Freundlichkeit, mit der sie jedermann stets begegnet, gedankt. Dabei waren wir sicher, zugleich auch im Namen vieler Leserinnen und Leser sprechen zu dürfen.

Die redaktionellen Verwerfungen haben uns leider davon abgehalten, Sie ausführlicher in das nun endlich vorliegende Heft einzuführen. Wir hoffen aber in jedem Fall, dass Sie zumindest für die beiden Monate bis zum Beginn des Sommers ein hinlänglich abwechslungsreiches Lektüreangebot vorfinden – und dass unsere nächste Nummer nun spätestens bis zum 21. Juni in Ihrem Postkasten liegen wird.

In diesem Sinne bleiben wir mit guten Wünschen für die nächsten Wochen und

mit herzlichen Grüßen  
Ihre *DW*-Redaktion

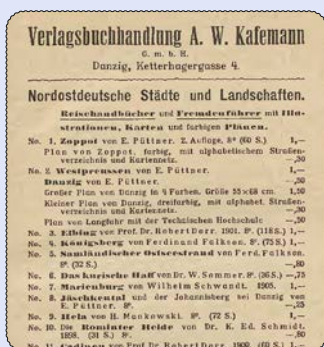


## 10

»Eine Adlige träumt von der Frauenbildung« – diesem im späten 18. Jahrhundert noch ganz ungewöhnlichen Fall geht Magdalena Sacha nach, indem sie Louise von Krockows Pädagogische Ideen betrachtet.

## 13

Janusz Mosakowski schildert Die Karriere der Elise Püttner und zeigt, auf welche Weise sich »Eine Danziger Schriftstellerin der Kaiserzeit« in die Kulturgeschichte Westpreußens einzuschreiben vermocht hat.



## 17

Das Verei... wesen in Elbing an der Schwelle zum 20. Jahrhundert wird, wie Joanna Szkolnicka erläutert, noch weitgehend von den tradierten Geschlechterstereotypen »Kluge Männer – mildtätige Frauen« bestimmt.

## 20

Für die Nachkriegsgeschichte des unteren Weichsellandes kann exemplarisch »Anna Walentynowicz (1929–2010)« einstehen. Almut Nitzsche sieht in ihr Eine Danzigerin im »Haus des Widerspruchs«.



FOTO: ANDRZEJ IWANSKI VIA WIKIMEDIA.ORG CC BY-SA 3.0



Von Klaus Beckmann

## Pazifistisches Alibi

**D**EUTSCHLAND UNTERSTÜTZT DIE ÜBERFALLENE Ukraine mit militärischem Gerät. Moralisch und im Sinne politischer Klugheit ist das unumgänglich, Bedachtsamkeit war angesagt. Doch dem starken Freiheitsbewusstsein der Demokratie entsprang es wohl eher nicht. Vielmehr vermittelte die deutsche Regierung den Eindruck einer Getriebenen, durch westliche Verbündete und östliche Nachbarn zum objektiv Unvermeidlichen bewegt.

In öffentlichen Debatten war immer wieder zu hören, ihre familiären Kriegserfahrungen ließen die Deutschen vor militärischem Engagement zurückschrecken; ein sonderbares Argument, das ich hier etwas ausleuchten möchte. Denn dass die Deutschen insgesamt im Zweiten Weltkrieg Schlimmeres erlebt hätten als etwa Balten, Polen oder Ukrainer, wäre eine ignorante, ja perfide Behauptung.

Deutsche haben vor 80 Jahren andere Erfahrungen gemacht. Und dieser – zugegebenermaßen brisanten – Differenz muss man sich stellen, damit unser Land seine Rolle innerhalb eines freien Europas nicht bleibend verfehlt. Woher rührt die »nationalpazifistische« Neigung vieler Deutscher?

Bis 1945 hatte die deutsche »Volksgemeinschaft« gewaltige Anstrengung in das Vorhaben gesteckt, militärisch die Welt Herrschaft zu erobern. Ohne es eingestehen zu können, war man danach mit der Tatsache konfrontiert, unter enormen Mühen nicht nur humane Grundsätze, sondern auch vitale eigene Interessen verletzt zu haben. Im Scheitern waren die Deutschen von sich selbst erlöst worden, wobei West-, Mittel- und Ostdeutsche durch die Folgen sehr unterschiedlich belastet waren. Mit den Konzentrations- und Vernichtungslagern, der systematischen Ermordung kranker Menschen, Profitgier angesichts Zwangsarbeit und »Arisierung« sowie einer Alltagskultur der Verstellung und Denunziation hatten Deutsche bewiesen, dass ein größerer Schrecken als Krieg möglich ist – der wiederum nur durch starke Armeen beendet werden konnte. Anderswo blieb das unvergessen. Nur wenige Deutsche aber dachten darüber nach, weshalb die Verpflichtung aus der jüngsten Vergangenheit in Polen oder Israel nicht »Nie wieder Krieg!«, sondern »Nie wieder wehrlos!« lautete.

Als Symbol gescheiterter Weltmachtambitionen verlor das Militär für Deutsche schlagartig seinen Nimbus. Mehr noch: Das Militär und die jede Moral dispensierende »schlimme Kriegszeit« gerieten zum Alibi für den Zivilisationsbruch. Dass es im Krieg eben übel zugehe, entlastete rückblickend von persönlicher Verantwortung. Einmal der Verantwortung entkommen, gewöhnte man sich daran, für die eigene Sicherheit andere Nationen zu beanspruchen, die Amerikaner insbesondere – denen dieser Dienst nicht selten durch herablassende moralische Belehrung gedankt wurde.

In der verbreiteten Kritik am »US-Imperialismus« dürfte das Streben nach moralischer Aufrechnung mit den alliierten Siegermächten ein starkes Motiv gewesen sein. So überrascht es nicht,

dass sich neurechte Personen und Gruppen den altlinken Friedensmarschierern immer wieder angeschlossen haben und anschließen.

Die deutsche Friedensliebe muss auf ihre innere Friedlichkeit und Friedensdienlichkeit hin geprüft werden. Ich erlaube mir zu fragen, ob der Nationalpazifismus nicht letztlich die Sichtweise der an das NS-System angepassten und dieses System tragenden deutschen Bevölkerungsmehrheit absolut setzt, die Erfahrungen jener Deutschen ausblendend, die einzig von der militärischen Niederwerfung des Naziregimes Befreiung und Lebensrettung erhoffen konnten. Sie – Regimegegner, rassistisch Ausgegrenzte, »Lebensunwerte« – sahen die Anti-Hitler-Koalition dezidiert in einem »gerechten Krieg«. Ist von der Hand zu weisen, dass eine pauschale »Nur-kein-Krieg«-Haltung in der NS-Zeit etablierte Marginalisierungen fortführt und zugleich die Leiderfahrungen der nach 1939 durch Deutsche unterworfenen Länder übergeht?

Kirchlich sollte es als gesellschaftsdiakonische Aufgabe erkannt werden, die Perspektive der durch das NS-System tödlich Ausgestoßenen in den Diskurs einzubinden. Der Widerwille, die Erfahrungen NS-Verfolgter in die gemeinschaftliche Erinnerung des Zweiten Weltkrieges aufzunehmen, dürfte maßgeblich im Beschämungsfaktor gründen: Jeder Widerständler und jeder Ausgelieferte hält Mitläufern und Denunzianten den Spiegel vor. Dass die Wahrheit frei macht, bleibt demgegenüber eine heilsame Provokation.

Der deutsche Diskurs zeigt sich geneigt, die UNO in deren Möglichkeiten als »Weltregierung« zu überschätzen und moralisch zu überhöhen; parallel hat es den Anschein, die NATO werde oft in ein negatives Licht gerückt. Bei aller legitimen konkreten Kritik am westlichen Militärbündnis wird das dem historischen Gewicht der im Westen nach 1945 erbrachten politischen Integrationsleistung nicht gerecht.

Nach meiner Überzeugung steht die kritische Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit einem tragfähigen nationalen Selbstverständnis, das die Bereitschaft zu verantwortlichem Handeln einschließt, keineswegs entgegen. »Deutsch« ist nicht nur die Masse der Untertanen und Mitläufer. In einem Gesamtbild deutscher Tradition verdient etwa die im mittelalterlichen Recht niedergelegte Widerstandspflicht gegen den Missbrauch verliehener Macht einen prominenten Platz. Das gilt genauso für die von Feldmarschall Moltke ausgesprochene Erinnerung: »Gehorsam ist ein Prinzip. Der Mann steht über dem Prinzip.« Von hier aus lässt sich Verantwortung trainieren. **st**

**Pfarrer Dr. Klaus Beckmann** war von 2011 bis 2020 in der Evangelischen Militärseelsorge tätig, u. a. als Persönlicher Referent des Militärbischofs. Im vergangenen Jahr erschien von ihm das Buch *Dienstweg – kein Durchgang? Als Pfarrer und Staatsbürger in der Bundeswehr. Eine Erinnerungs- und Streitschrift*, Berlin: Miles, 2022; 264 S., € 19,80.

**GEBURTSTAGSBALL FÜR EINE SCHON ÄLTERE DAME** Am Samstag, dem 11. Januar, fand im großen Saal des Schlosses von Krockow, dem »Louisen-saal«, ein festlicher Ball statt, zu dem eine Vielzahl von Gästen erschien. Sie kamen zu Ehren einer früheren Haus-herrin, der 1749 geborenen Gräfin Loui-se von Krockow (nach der auch der Saal benannt ist) und waren allesamt in edle Gewänder im Stil des späten 18. Jahr-hunderts gekleidet – als ob sie zu der Zeit, die Louise (von 1783 bis 1803) auf Krockow verbracht hat, aus Anlass eines ihrer Geburtstage – am 14. Februar – zu einem rauschenden Fest geladen wären.



FOTOS: MARTA GLOWACKA (IMELIESTUDIO, FOTOGRAFIA, PODDĘBICE, PL)



Veranstaltet wurde dieser Kos-tümball, an dem 60 Gäste aus Polen, Deutschland, Österreich, Schweden, der Ukraine und Japan teilnahmen, von dem Verein *Garnizon Gdańsk* [Standort Danzig], der seine Akti-vitäten inzwischen schon seit gut 17 Jahren entfaltet. Diese Gruppe verfolgt das Ziel, mit den Gestaltungsmitteln der *Living History* und des *Reenactments* die neuzeitliche Danziger Geschichte vom 17. bis zum 19. Jahrhundert – unter besonderer Berücksichtigung auch der maritimen Traditionen – anschaulich sowie erlebbar zu machen und dadurch zu popu-larisieren.



Magdalena Sacha

## Notizen aus ... ... der Dreistadt

**DANZIG NOCH ÄLTER?** In den Kellergewölben des früheren Danziger Magistrats sind Relikte einer slawischen Besiedlung aus dem 10. Jahrhundert aufgefunden worden. Diese Entdeckung hat die Archäologen überrascht: Für Prof. Waldemar Ossowski, den Direktor des Danziger Museums, deuten diese Gegenstände darauf hin, dass die Stadt schon 60 Jahre früher entstanden ist, als die Forschung zuvor angenommen hat. In Zusammenarbeit mit der Danziger Universität sind bislang drei Grabungen durchgeführt worden. Ob die Funde geborgen werden oder aus konservatorischen Gründen besser vor Ort verbleiben sollten, ist noch nicht entschieden.

**STETIGE EXPANSION** Der »Panattoni Park Gdansk Airport«, ein weiteres umfangreiches Gewerbegebiet am Lech-Wałęsa-Flughafen, ist betriebsbereit. Die Investorengruppe RABEN hat

auf einer Fläche von 100.000 m<sup>2</sup> Bürogebäude sowie Lager- und Produktionshallen errichtet. Inzwischen sind das Stadtgebiet und der Flughafen durch neu gebaute Wohngebiete, die ihrerseits durch die seit wenigen Jahren bestehende Hochbahnstrecke sowie jüngst ein-gerichtete zusätzliche Buslinien verkehrstechnisch erschlossen werden, auch schon enger zusammengewachsen.

»**FAIRPLAY 37**« FAIRPLAY TOWAGE POLSKA, ein Tochterunternehmen der Hamburger FAIRPLAY TOWAGE GROUP, hat von der Danziger SAFE-Werft mit der FAIRPLAY 37 einen Mehrzweckschlepper übernommen, der künftig bei den zunehmen-



QUELLE: FAIRPLAY TOWAGE GROUP

den Offshore-Windenergie-Projekten im polni-schen Teil der Ostsee eine wichtige Rolle spie-len soll. Dank seiner Eisklasse kann der 27 m lange und fast 11,5 m breite Neubau das ganze Jahr über eingesetzt werden. Der relativ geringe Tiefgang von nur 2,9 m erlaubt Schleppeinsätze auch in flacheren Gewässern. Der maximale Pfahlzug wird mit höchst respektablen 47t an-gegeben. Ein Schwesterschiff der FAIRPLAY 37 ist bereits in der Fertigung.

**NEUER GRENZÜBERGANG** Der Direktor des Wasser- und Schifffahrtsamtes in Gdingen hat beim Innenministerium beantragt, dass am jüngst eröffneten Durchstich des Frischen Haffs eine Grenzkontrollstelle eingerichtet wird. Sie sei notwendig geworden, da nun auch ausländische Schiffe, Sport- und Fischereifahrzeuge diese Durchfahrt passierten, um in das Frische Haff und nach Elbing zu gelangen. Für diese Maßnahme sprechen auch die Pläne der Re-gierung, den Elbinger Hafen auszubauen; denn dann wird der Schiffsverkehr nochmals erheb-lich zunehmen und sich vor allem noch weiter internationalisieren.

Peter Neumann

## ... Elbing

## BRÜCKENSANIERUNG



FOTO: RATHAUS MALBORK

1982 erhielt die legendäre Haffuferbahn eine veränderte Streckenführung, durch die die Züge nicht mehr durch die Elbinger Innenstadt fahren mussten. Ein wichtiges Element dieser Umgehung ist eine gut 500 m lange Brücke über den Elbing-Fluss, die weiterhin benötigt wird, weil der Güterverkehr, auch wenn der sonstige Zugbetrieb der Haffuferbahn 2006 eingestellt wurde, noch bis zum Heizkraftwerk (gegenüber der Brauerei »Englisch Brunnen«) fortbesteht. Die Brücke befindet sich allerdings in einem ausgesprochen schlechten Zustand, und die Gleisanlage insgesamt muss ebenfalls inspiziert werden. Deshalb hat die PKP POLSKIE LINIE KOLEJOWE,

das Teilunternehmen der Eisenbahn, das für die Bahnnetze zuständig ist, Ende 2022 mit umfangreichen Sanierungsarbeiten begonnen. Die Kosten sind mit zwölf Mio. Złoty veranschlagt worden. Die Bauarbeiten an der Strecke vom Abzweig Tropy (an der südwestlichen Stadtgrenze) bis zur Elbing-Brücke konnten bereits abgeschlossen werden; für die Maßnahme insgesamt ist noch der Zeitraum bis zum November dieses Jahres eingeplant.

**HANDSTREICH** Im Großen Nordischen Krieg hatte sich 1709 das Kriegsglück gegen den schwedischen König Karl XII. gewendet; daraufhin marschierten russische Truppen in Polen ein, umzingelten im Januar 1710 den für die schwedischen Besatzer wichtigen Versorgungsstützpunkt Elbing und erstürmten die Stadt am 7. Februar 1710 innerhalb weniger Stunden. Begünstigt durch die strengen Wintertemperaturen, die den Befestigungsgraben hatten zufrieren lassen, konnten die Angrei-



QUELLE: MUZEUM ARCHEOLOGICZNO-HISTORYCZNE W ELBLĄGU

fer die Stadtmauern mit Hilfe von Sturmleitern überwinden und – wohl zum letzten Mal in der europäischen Militärgeschichte – eine Stadt ohne den Einsatz einer Artillerie in ihren Besitz bringen. Diese russische Besetzung Elbings wurde am 4. Februar in einem gemeinsamen Projekt der Reenactment-Gruppe *Garnison Danzig* und des Elbinger Museums nachgespielt. Akteure in historischen Uniformen trafen aufeinander und vermochten – zumal das Schneetreiben an diesem Tage den Eindruck der Authentizität nochmals erhöhte – die Zuschauer durch das aufwändige Spektakel zu faszinieren.

Bartosz Skop

## ... Marienburg

## NEUER MUSEUMSDIREKTOR



FOTO: RATHAUS MALBORK

Tomasz Agejczyk (r.) mit Bürgermeister Marek Charzewski

Seit dem 1. Januar amtiert Tomasz Agejczyk – zunächst für fünf Jahre – als neuer Direktor des Stadtmuseums. Aus drei Bewerbern wurde er von einer Auswahlkommission einstimmig berufen. Er hat zuvor als Konservator im Alten Rathaus gearbeitet und sich als Mitglied stadtgeschichtlicher Initiativen engagiert. Bestimmungsgemäß hat Tomasz Agejczyk für den Zeitraum, für den er gewählt worden ist, ein differenziertes, äußerst positiv aufgenommenes Arbeitsprogramm vorgelegt. Seine leitenden Ziele umfassen die Weiterentwicklung des Hauses als einer offenen, freundlichen und partizipativen Einrichtung, die Förderung der historischen Bildung sowie des Dialogs zwischen

den Generationen und die Fortsetzung der Digitalisierung aller Bestände. Nicht zuletzt sollen auch internationale Kooperationen und die Publikationstätigkeit des Hauses noch stärker vorangetrieben werden. Aus der Reihe der angebotenen Ausstellungsthemen seien exemplarisch zumindest drei genannt: »2018–2023: Fünf Jahre Stadtmuseum Marienburg«; »Multireligiosität in der Geschichte der Stadt« und »Wir zahlen mit Marienburgern«. Zur Geschichte des städtischen Notgeldes«. Darüber hinaus will der neue Direktor sein Museum mit Projekten im öffentlichen Raum auch stärker zur Stadt hin öffnen und hat ein umfangreiches museumspädagogisches Konzept entworfen.

**RÜCKSICHTSLOSE DIEBSTÄHLE** Vor einem Jahr hat *DW* (im Heft 1/2022) die Figur des Marianek vorgestellt, eines kleinen lustigen Gesel-

len, der an das Maskottchen der Stadt erinnert, an drei markanten Orten der Stadt angebracht worden ist und dort die Bewohner und Besucher erfreuen sollte. In den folgenden Monaten sind auch noch zwei weitere Kumpanen hinzugekommen. Dann aber wurden innerhalb von zehn Tagen zwei der von dem Bildhauer Andrzej Doliński geschaffenen Marianki gestohlen, und die Polizei, die nur wenige Anhaltspunkte zum Tathergang hatte, konnte die Diebe nicht ermitteln. Da viele Bürger die freundlichen Kerlchen vermissen, hat der Stadtrat beschlossen, sie zu ersetzen und dafür den notwendigen Betrag im Haushalt vorzusehen. Dabei wurde die Anregung, ein billigeres Material zu nehmen und derart den finanziellen Schaden bei einem neuerlichen Verlust zu verringern, nicht aufgenommen, wohl aber sollen, wie Bürgermeister Marek Charzewski ankündigte, für die kleinen

Touristenattraktionen möglichst sichere, vor allem ständig elektronisch überwachte Standorte ausgewählt werden.

Marek Dziedzic



FOTO: TOMASZ SUŁKOWSKI

*Ein Foto aus besseren Zeiten: Der jetzt verwendete Marianek sitzt hier noch, in einen Folianten vertieft, auf der Rückenlehne einer Bank vor dem Stadtmuseum und möchte wohl dazu inspirieren, sich eingehender mit der reichen Geschichte der Stadt zu beschäftigen.*

# »Gib mir das Deine, damit ich dir das Meine gebe«

## *Auf den Spuren der Frömmigkeit Dorotheas von Montau*

Von Tilman Asmus Fischer

Am 2. Mai ist es genau 630 Jahre her, dass sich Dorothea Swarze als Reklusin in einer Zelle am Dom zu Marienwerder einmauern ließ. Bis sie starb, führte sie hier für mehr als ein Jahr ein Leben, das geprägt war von Visionen, Kommunionsempfang und seelsorgerlicher Hinwendung zu Ratsuchenden. Heute wird ihr Todestag, der 25. Juni, als gebotener Gedenktag im Erzbistum Ermland, in dessen Suffraganbistum Elbing sowie im Deutschen Orden begangen, als dessen Patronin »Dorothea von Montau« ebenso verehrt wird wie als Patronin Preußens.

Jedoch hatte es mehr als ein halbes Jahrtausend dauern sollen, bis der (Ende des 14. Jahrhunderts vom Orden angestoßene) Heiligsprechungsprozess nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgenommen und der sich über die Jahrhunderte im Preußenland gehalten – und seit dem 19. Jahrhundert im historischen Ostdeutschland verbreitete – Dorotheen-Kult am 9. Januar 1976 approbiert wurde. Was aber faszinierte Menschen an der Heiligen Dorothea, so dass man sie als Vorbild im Glauben verstand und bis heute verehrt? Dieser Frage soll hier in zweifacher Weise nachgegangen werden: Zum einen werden zentrale Elemente einer Mystik und Caritas verschränkenden Frömmigkeit nachvollzogen, wie sie die Dorotheen-Überlieferung prägen. Zum anderen wird anhand zweier prominenter Beispiele gezeigt, wie diese Tradition im späteren 20. Jahrhundert aktualisiert wurde.

### Stationen des Lebens und der Spiritualität

Welche Stationen – so ist also zunächst zu fragen – liegen auf dem 47 Jahre umfassenden Lebens- und Glaubensweg der Dorothea zwischen ihrer Geburt 1347 in Groß Montau und ihrem Tode 1394 als bereits zu Lebzeiten verehrter Mystikerin und Reklusin im gut 30 km die Weichsel aufwärts liegenden Marienwerder? Und wie vor allem stellt die hagiographisch gefärbte Überlieferung diesen Weg dar?

**GROSS MONTAU UND DANZIG** Als Tochter einer wohlhabenden Bauernfamilie kam Dorothea in Groß Montau (Małtowy Wielkie) zur Welt, das später bis 1920 zum Landkreis Marienburg und anschließend – als Teil der Freien Stadt Danzig – zum Landkreis Großes Werder gehörte; am 6. Februar 1347 wurde sie dort in der Dorfkirche getauft. Bereits ihre Kindheit wird als von einer frühen wie radikalen Frömmigkeit geprägt beschrieben, die asketische Übungen, aber auch Selbstgeißlungen umfasste.

1363 führte die Verheiratung mit dem Waffenschmied Adalbert Swarze Dorothea nach Danzig. Ihr dortiges Leben lässt sich topographisch wie symbolisch zwischen der Langgasse und Sankt Marien verorten. Die sich auf den Langen Markt hin erstreckende Magistrale war der Ort, an dem sie den Haushalt ihres viele Jahre älteren Mannes führte und als neunfache Mutter (nur ein Kind blieb am



Das Glaubensvorbild der Hl. Dorothea: die Hl. Birgitta von Schweden. Altarbild aus dem späten 15. Jahrhundert von Hermen Rode in der Kirche von Salem, Södermanland (heute Provinz Stockholms län)

Leben) ein von Erkrankungen, menschlicher Härte und Anstrengungen geprägtes Leben erdulden musste. Demgegenüber steht die Marienkirche zum einen für Zeiten des Gebetes und der Kontemplation; zum anderen war das Gotteshaus der Ort, an dem sie womöglich im Sommer 1374 die Aufbahrung der im Vorjahr in Rom verstorbenen Birgitta von Schweden erlebte. Deren »Leben und [...] Offenbarungen machten einen tiefen Eindruck auf die Hausfrau und Mutter. Sie, die ebenso verheiratet gewesen war wie die schwedische Heilige, wählte diese zu ihrem Vorbild in der Betrachtung der Passion Christi und im Wallfahren« (Samerski, 609).

Zum Aufbruch in die Pilgerschaft kam es jedoch erst zehn Jahre später, so dass hier zunächst noch die in ihrer Danziger Zeit zu-

nehmenden mystischen Erfahrungen in den Blick genommen werden sollen: Dorothea hatte zunehmende Visionen, geriet in Ver-zückung, prophezeite und verfügte über die Gabe der Herzensschau. Markant für die Frömmigkeit Dorotheas ist das – ihr Leben über wiederholt auftretende – Motiv der Liebeswunden. Diese waren in der Mystik

*nur wenigen Auserwählten vorbehalten, die sich im Einigungszustand mit Gott befanden. Johannes vom Kreuz beschreibt sie als anziehende Liebesflamme, welche die Seelen scheinbar vollständig verzehrt, ihnen aber dann, nach dem Vorbild der Wiedergeburt des Phönix, eine neue Seinsform schenkt (Niedermeier, 21).*

Bei Dorothea tritt hier die seit der Antike beliebte Metapher des Liebespfeiles in Erscheinung, die sich mit der Bildsprache des Hohen Liedes («denn ich bin krank vor Liebe«, 2,5c; vgl. 4,9) verbindet. Bei den zeitgenössischen Mystikerinnen »wird aus der Metapher Erleben«, wobei Dorothea geradezu »fasziniert [...] von diesem Motiv war«: Mit »größter, uns heute fast pathologisch anmutender Ausführlichkeit [berichtet sie] davon [...], wie sie ihr himmlischer Bräutigam« bald mit Liebesdornen, bald mit Pfeilen, bald mit Lanzen und Speeren, die er in ihr Herz abschoß, verletzte. In ihrem letzten Lebensjahr zerreißt ihr Christus das Herz so, daß sie meint, sterben zu müssen« (Dinzelbacher 1996, 221).

**AUF PILGERSCHAFT ZWISCHEN WEICHEL UND TIBER** Zu einer dieser inneren Entwicklung entsprechenden radikalen äußeren Frömmigkeitspraxis gelangte Dorothea ab 1384, als Adalbert Swarze sich – nach längerem Einwirken seiner Frau – bereitfand, Hab und Gut zu verkaufen und sich ganz einem Leben für Gott – insbesondere als Wallfahrer – hinzugeben. Mit den Pilgerreisen weitete sich zugleich der für Dorotheas Vita relevante Raum über das untere Weichselland, ja über den deutschen Sprachraum hinaus, denn sie führten die fromme Frau nicht nur zu den im heutigen Bundesgebiet liegenden Wallfahrtsorten Finsterwalde und Aachen, sondern bis nach Rom. (Während Aachen und Rom in diesem Zusammenhang »selbstverständlich« klingen, gilt dies für das brandenburgische Finsterwalde nicht. Dies ist eine Folge der Reformation, in deren Zuge die dortige Marienkapelle, nebst der mit ihr verbundenen Wallfahrtspraxis verschwanden.) Der Überlieferung nach gingen diese Reisen für das Ehepaar mit vielfältigen Gefahren für Leib und Leben einher. Dies ist aus den Bedingungen der damaligen Lebenswelt plausibel – zu denen Wegelagererei ebenso zählte wie nur geringfügige Möglichkeiten des Schutzes vor Naturgewalten.

Zugleich ist die Akzentuierung entsprechender Berichte der Pragmatik hagiographischer Texte geschuldet: War kein »rotes« Martyrium, wie es für die im Zuge der Christenverfolgung Ermordeten überliefert wurde, zu berichten, konnte an seine Stelle das »weiße«, also ein »geistliches« Martyrium treten, welches sich durch asketische Leidensbereitschaft auszeichnete. Ganz in diesem Sinne entspricht Dorotheas Leben – und dies eigentlich nicht erst als Wallfahrerin, sondern bereits in ihren Visionen – den von



*Das älteste Bild der Hl. Dorothea: Ein Holzschnitt von 1492, der durch das erste in Preußen gedruckte Buch Bekanntheit erreichte. Frontispiz in den Akten des Kanonisierungsprozesses Dorotheas von Montau, hrsg. von Richard Stachnik (= Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands. XV.), Köln 1978*

Gregor dem Großen überlieferten Worten: »Denn selbst dort, wo keine äußere Verfolgung stattfindet, finden wir das Verdienst des Martyriums im Inneren, wenn die Seele feurig entschlossen gewillt ist, Leiden auf sich zu nehmen.«

Aber nicht nur die Leidensbereitschaft stellt ein an dieser Stelle deutlich werdendes Kontinuum in der Frömmigkeit der Dorothea dar: Ein weiteres ist die Verschränkung von Verinnerlichung und karitativer Zuwendung; denn von derselben Heiligen, die sich dem Wallfahren und fortgesetzten Visionen hingab, wird berichtet, dass sie zugleich als Helferin von Menschen in Not, Kranken und Armen, in Erscheinung trat. Hierin setzt sich das Bild der jungen Dorothea in Danzig fort, in dem sie uns sowohl als fürsorgende Mutter als auch als eifrige Beterin vor Augen steht.

**MARIENWERDER** Während einer Rom-Wallfahrt Dorotheas starb ihr Mann 1390 in Danzig. In der folgenden Zeit entwickelte sich der

Deutschordenspriester Johannes von Marienwerder zu ihrem wichtigsten Mentor. Nicht nur, dass er verhinderte, dass Dorothea aufgrund ihrer eigenwilligen Frömmigkeit in Danzig als Hexe verurteilt wurde, und durch die Verschriftlichung ihrer Visionen die Grundlagen der Dorotheenverehrung legte; vor allem ebnete er ihr den Weg hin zu ihrer letzten Lebensstation: der an den Dom von Marienwerder angebauten Zelle, in der sie sich gut ein Jahr vor ihrem Tod einmauern ließ.

Auch in diesem letzten Lebensabschnitt werden die bereits genannten Kontinuitäten ihrer Frömmigkeit deutlich: einerseits die Leidensbereitschaft (die bei einem Leben als Eingemauerte evident sein dürfte), andererseits das Ineinander von Verinnerlichung und Caritas: Neben der spirituellen Versenkung – mit Visionen und zuletzt täglichem Abendmahlsempfang – stand die Zuwendung zu Menschen, die bei ihr Rat suchten und mit denen sie durch ein kleines Fenster sprach. Aus dieser Zeit ist ein Gebetswort überliefert, das ihre Frömmigkeit auf den Punkt zu bringen vermag: »Gib mir das Deine, damit ich dir das Meine gebe – das Deine ist das Leiden am Kreuz, das Meine die Seele, die du mir eingesenkt hast und die so in Wahrheit gerade das Deine ist« (Ratzinger, 1429).

## Deutung und Aktualisierung von Leben und Frömmigkeit

Die frühe Bedeutung, die Dorothea im kirchlichen Leben Preußens zukommt, mögen nicht nur der unmittelbar nach ihrem Tod in Marienwerder etablierte Dorotheen-Kult sowie das vom Deutschen Orden angestrebte Heiligsprechungsverfahren bezeugen, sondern ebenfalls die Tatsache, dass die von ihrem spirituellen Führer und Biographen Johannes von Marienwerder verfasste deutschsprachige Darstellung ihres Lebens knapp 100 Jahre nach Dorotheas Tod, 1492, das erste in Preußen gedruckte Buch war.

Die mittelalterliche wie neuzeitliche Rezeption und Deutung der Heiligen Dorothea dokumentiert zu haben, ist das Verdienst verschiedener Theologen und Historiker seit dem 19. Jahrhundert –



Pars pro Toto zu nennen ist der 1894 in Schneidmühl geborene Prälat Dr. theol. Richard Stachnik, der vor der Vertreibung als Priester der Danziger Diözese (und letzter Vorsitzender der Danziger Zentrumspartei) gewirkt hatte und von der Bundesrepublik Deutschland aus den Abschluss des Heiligsprechungsverfahrens vorantrieb.

An dieser Stelle verdienen zwei Deutungen der Heiligen Dorothea unsere Aufmerksamkeit, die schlaglichtartig das kulturelle Umfeld ihrer Heiligsprechung zu erhellen vermögen.

**GÜNTER GRASS: RELIGION ALS »VEHIKEL«** Nur ein Jahr nach der Kultapprobation setzte der Danziger Schriftsteller und spätere Literaturnobelpreisträger Günter Grass Dorothea (und daneben auch Prälat Stachnik) in seinem Roman *Der Butt* ein literarisches Denkmal. Hierin erscheint Adalbert Swarze als Wiedergänger des Fischers aus Philipp Otto Runge's Märchen *Vom Fischer und seiner Frau*. In Grass' Interpretation hat der Fischer vom Butt als Preis für dessen Freilassung ein Geheimwissen zur Errichtung des Patriarchats erhalten, mit dem er nun über die Menschheitsgeschichte hinweg die Frauen unterdrückt. Dementsprechend ergeht es dann auch Dorothea, die im religiösen Fanatismus einen Weg in die Befreiung erkennt. Und so lässt Grass die Vorsitzende eines feministischen Tribunals, das im Roman über den Butt zu Gericht sitzt, erklären:

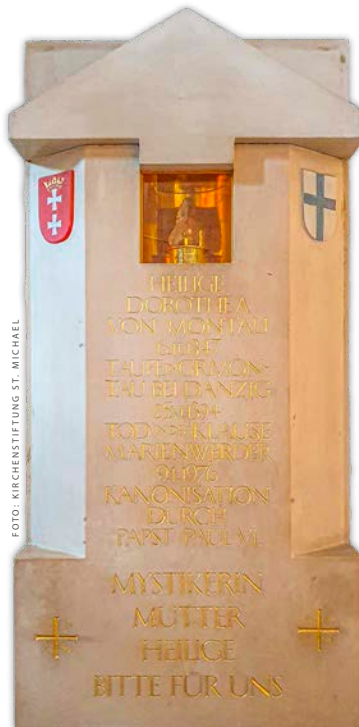
*Dorothea Swarze wollte Freiheit für sich. Die Religion und Jesus sind ihr nur das Vehikel und die einzig erlaubte Bezugsperson gewesen, ihren Emanzipationsanspruch durchzusetzen und der penetranten Macht der Männer zu entkommen. Da sie nur die Wahl hatte, als Hexe verbrannt oder als Heilige eingemauert zu werden, hat sie sich entschlossen, dem Domdekan zu Marienwerder eine halbwegs glaubwürdige Legende aufzutischen: um ihrer Freiheit willen. Ein für das Mittelalter typischer Fall, nicht ohne Hinweise in die Gegenwart (Grass, 211).*

Gewiss wird das hieraus sprechende instrumentelle Religionsverständnis dem Zeugnis der Dorothea in seiner Gänze nicht gerecht. Die Einsicht in das emanzipatorische Potential von Spiritualität trifft aber ganz gewiss ein nicht unwesentliches Moment weiblicher Mystik im Mittelalter – zu dem vergleichbare Phänomene sich auch in der Gegenwart finden lassen (vgl. Müller, 247f.).

**JOSEPH RATZINGER: »WEGE NACH INNEN«** Einen merklich anderen Akzent setzt eine Deutung, die der Ende vergangenen Jahres verstorbene emeritierte Papst Benedikt XVI. vornahm, als er als damaliger Erzbischof von München und Freising 1979 in der Münchner Jesuitenkirche Sankt Michael ein Epitaph für die we-



Portrait-Fotografie von Richard Stachnik, (1894–1982), Jubilarpriester der Diözese Danzig, Konsistorialdekan, Prälat Dr. theol., entnommen dem Totenzettel, der anlässlich des Requiem für den Verstorbenen gedruckt wurde



Epitaph in der Jesuitenkirche Sankt Michael, München (mit freundlicher Genehmigung der Kirchenstiftung St. Michael)

nige Jahre zuvor Heiliggesprochene enthüllte. Aus diesem Anlass interpretierte er die Entwicklung ihrer Frömmigkeit als »Wege nach innen«. Vom Bild der täglich die Eucharistie Empfangenden her versteht er ihr Leben als

*Kreuzesnachfolge, es wird Eintauchen ins Wortlose und Unsagbare der trinitarischen Liebe und es wird darin zugleich ganz marianisch und kirchlich: Menschsein, das Gefäß für den Herrn geworden ist und damit Tür in die Welt für Ihn. Wer ganz dem trinitarischen Gott übereignet ist, der ist ganz aufgemacht, der ist in seine weltumspannende Weite hinein geöffnet, gehört allem und dem Ganzen; der hat nichts mehr von der Enge des alten Menschen, die sich selber sucht und das für Freiheit hält: Der ist wahrhaft neuer Mensch geworden (Ratzinger, 1429).*

Dabei ginge es fehl, die Deutungen von Grass und Ratzinger dahingehend gegeneinander auszuspielen, dass man diejenige des Dichters als lebensnah und die des Theologen als weltfremd verstünde (wie man Ratzinger leider zu oft missverstanden hat); denn bei ihm sind die »Wege nach innen« zugleich immer auch »Wege nach außen«. Dies gilt nicht nur für die Pilgerschaft, sondern ebenso für die als Mutter erwiesene Caritas: Als Mutter

*verkörpert sie zuallererst den Realismus des christlichen Menschen. Die Suche nach dem neuen Menschen ist Bejahung und nicht Verneinung. Sie gründet nicht auf einer Verachtung der Schöpfung und der Aufgaben und Möglichkeiten, die sie stellt. Die christliche Hoffnung hat nichts mit Anarchie und mit Schwärmertum zu tun. Der Christ flieht nicht aus den Aufgaben dieser Zeit, er verlästert die Welt nicht, sondern er steht in aller Nüchternheit in ihren Aufgaben (Ratzinger, 1427).*

In ebendiesem Sinne mag Dorothea von Montau eine Heilige sein, die nicht nur Relevanz für die regionale Kirchengeschichte beanspruchen kann, sondern deren Glaubenszeugnis auch im 21. Jahrhundert noch des Bedenkens wert ist. ✚

**LITERATUR**

- Peter Dinkelbacher, *Angst im Mittelalter. Teufels-, Todes- und Gotteserfahrung. Mentalitätsgeschichte und Ikonographie*, Paderborn 1996.
- Günter Grass, *Der Butt* (= Günter Grass: Werkausgabe, Bd. 8), Göttingen 1997.
- Ulrich Müller, Dorothea von Montau und Sor Juana Ines de la Cruz: Zwei religiöse Frauen aus dem Mittelalter und aus der Barock-Zeit, in: Wolfgang Beutin / Thomas Bütow (Hgg.), *Europäische Mystik vom Hochmittelalter zum Barock. Eine Schlüssel-epoche in der europäischen Mentalitäts-, Spiritualitäts- und Individuationsentwicklung. Beiträge der Tagung 1996 und 1997 der Evangelischen Akademie Nordelbien in Bad Segeberg* (= Bremer Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte, Bd. 21), Frankfurt a. M. 1998, 237–248.
- Nina Niedermeier, *Heroische Tugend (Katholizismus)*, in: *Compendium heroicum*, 13. Mai 2019 (<https://www.compendium-heroicum.de/lemma/heroische-tugend-kath/>).
- Joseph Ratzinger, »Wege nach innen«: Die heilige Dorothea von Montau. München, 17. Juni 1979, in: ders., *Predigten. Homilien – Ansprachen – Meditationen. Dritter Teilband* (= Joseph Ratzinger Gesammelte Schriften, Bd. 14/3), Freiburg i.Br. 2019, 1426–1430.
- Stefan Samerski, Dorothea von Montau, in: Joachim Bahlcke et al. (Hgg.), *Religiöse Erinnerungs-orte in Ostmitteleuropa*, Berlin 2013, 609–617.

# EINE ADLIGE TRÄUMT VON DER FRAUENBILDUNG

Louise von Krockows  
»Pädagogische Ideen«

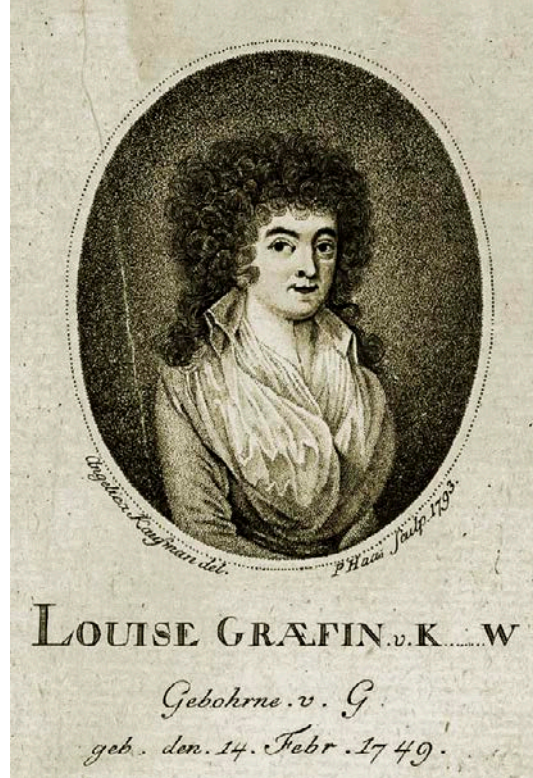
## Auf den Spuren einer verschollenen Autorin

In der deutschsprachigen Literaturwissenschaft wird Louise von Krockow, eine in Westpreußen wirkende Schriftstellerin der Aufklärungszeit, kaum erwähnt. 1749, im Geburtsjahr Johann Wolfgang von Goethes, kam sie als Margarete Regina Louise von Göppel im ostpreußischen Herder-Städtchen Mohrungen auf die Welt und starb 1803 als Louise von Brauneck auf dem westpreußischen Rittergut Krockow. Auch zu ihrem Lebenslauf finden sich in biographischen Lexika des 19. und 20. Jahrhunderts nur spärliche Angaben. Genauere Informationen bieten allerdings die Familienschriften, z. B. das Tagebuch ihres zweiten Sohnes Hans Carl von Krockow. Dort kann man erfahren, dass die Ehefrau von Heinrich Joachim Reinhold Graf von Krockow, die achtfache Mutter, Schriftstellerin, Theaterliebhaberin und Hausherrin zunächst in Pommern – in Dubbertzin und Peest –, und danach von 1783 bis zu ihrem Lebensende auf dem westpreußischen Rittergut Krockow, eine tatsächlich außergewöhnliche Person gewesen sein muss. »Meine Mutter« – schrieb der Sohn – sollte sich durch eine »starke Leibes Constitution, verbunden mit allen männlichen u[nd] entschlossenen Geistesgaben« von ihren Mitschwestern auszeichnen. »Sie war gleichsam Amazone zu Pferde und zu Fuß allenthalben wo ihre Gegenwart erheischt wurde.« Und ein gewisser Johann Gottlieb Fichte, der 1791/92 als Hauslehrer in Krockow angestellt war und späterhin als Philosoph ein herausragender Vertreter des Deutschen Idealismus wurde, nannte sie »eine wohlthätige Göttin«.

Erst vor wenigen Jahren wurde das Interesse an der adligen Autorin geweckt, als beispielsweise die Breslauer Germanistin Anna Gajdis 2016 auf die Bedeutung einer genaueren Beschäftigung mit heute noch kaum bekannten Schriftstellerinnen jener Epoche für die Geschichts- und Literaturforschung hingewiesen und diese »vergessene Spur des weiblichen Schreibens« wieder aufgenommen hat\*:

*Die Suche nach den vergessenen und marginalisierten deutschen Schriftstellerinnen des Ostseeraumes um 1800 muss im Rahmen der Memoria-Forschung verlaufen und die Revision des Kanons der Literatur von Frauen und der Region voraussetzen. Mit dem Paradigmenwechsel der Geschichtswissenschaft von der politischen Geschichte zur Sozialgeschichte [...] wurden Untersuchungen des Alltagslebens oder der bisher ausgegrenzten Gruppen von Frauen möglich.*

\* Anna Gajdis: »Eine vergessene Spur des weiblichen Schreibens um 1800: Margarete Regina Louise Gräfin von Krockow (1749–1803) und ihre pädagogischen Schriften«. In: Der imaginierte Ort, der (un) bekannte Ort. Zur Darstellung des Raumes in der Literatur, hg. v. ders. und Monika Mańczyk-Krygiel. Bern 2016, S. 29–44. – Vgl. von der Verfasserin dieses Beitrags auch: »Eine ambitionierte Schriftstellerin und ein privater Tagebuchschreiber. Louise von Krockow (1749–1803) und Hans Carl Ernst von Krockow (1769–1841) als Autoren«. In: Miłostawa Borzyszkowska-Szewczyk, Sabine Jagodzinski, Miłoś Reznik (Hrsg.), Adel im Grenzraum. Transkulturelle Verflechtungen im Preußenland vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Berlin 2021, S. 141–153.

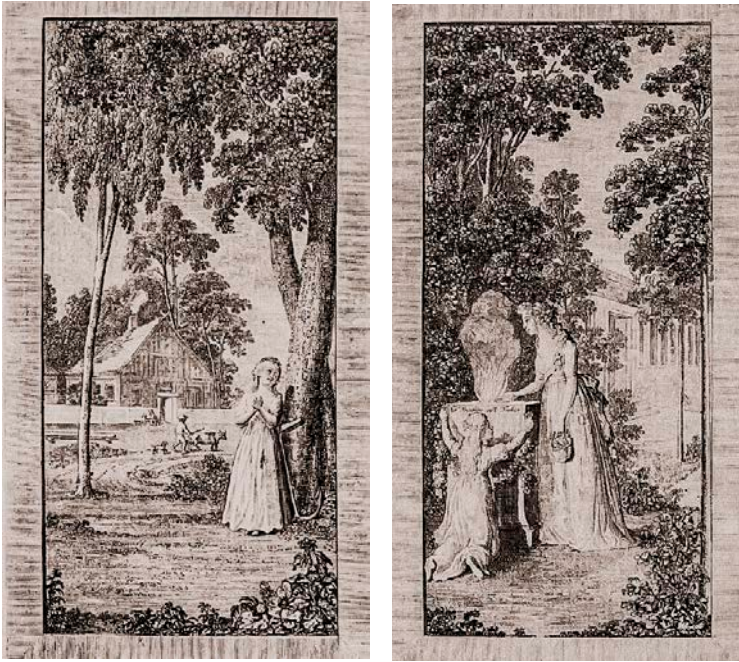


Frontispiz der Pädagogischen Ideen  
mit dem Porträt der Autorin nach einer Zeichnung  
der bekannten Malerin Angelika Kauffmann

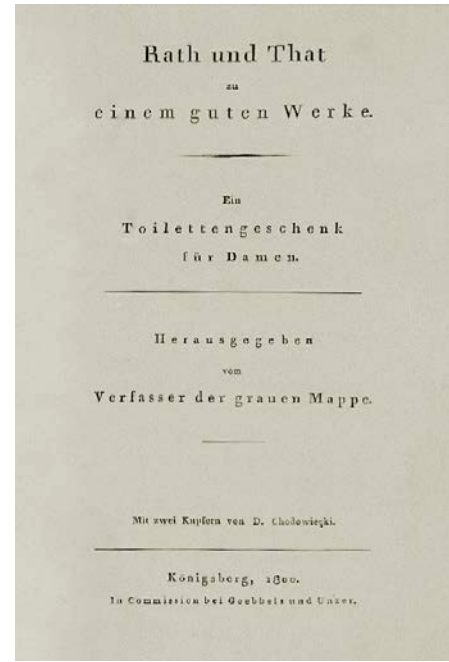
Die Autorin dieses Beitrags kam selbst schon zuvor auf die Spur dieser spannenden Frauengestalt, als sie in den Jahren von 2001 bis 2009 als Museumsleiterin im Regionalmuseum Krockow (damals eine polnische Außenstelle des Westpreußischen Landesmuseums in Münster-Wolbeck) beschäftigt war. Der größte Ballsaal im Schloss Krockow trug den Namen der geheimnisvollen Gräfin, in der Nähe begegnete man im Eulental spärlichen Relikten ihres imponierenden Landschaftsparks wie z. B. dem »Dianenbad« oder dem »Philosophendenkmal«. Dies machte die Museumsleiterin neugierig, sie beschloss, auch Louises vergessene Schriften ausfindig zu machen, und fuhr eines Tages zu diesem Zwecke nach Danzig. In der Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften (der alten Stadtbibliothek) führte die Suche im aktuellen, allgemein zugänglichen Katalog aber ins Leere; sehr viel erfolgreicher war es demgegenüber, in einem passenden Moment, in dem die Bibliotheksaufsicht abgelenkt war, einen hinteren, mit verstaubten deutschen Karteikästen angefüllten Raum anzusteuern: Dort waren wirklich zwei Ausgaben einer Schrift von Louise nachgewiesen, die eine 1793 in Berlin erschienen und die andere 1800 in Königsberg. Und tatsächlich war zumindest noch der zweite der beiden Bände, der gemeinsam mit anderen Altdrucken in einem grauen Karton aufbewahrt wurde, verfügbar und konnte eingesehen werden. Dabei zeigte sich allerdings, dass hier erstaunlicherweise noch nicht einmal die einzelnen Bögen aufgeschnitten waren. So musste eine Bibliothekarin erst noch ein Papiermesser holen und achtsam einsetzen, bevor dieses Exemplar von Louise von Krockows *Pädagogischen Ideen* – 206 Jahre nach der Veröffentlichung – endlich in Augenschein genommen werden konnte.

## Louises Plan für eine »Erziehungsanstalt der Vaterlandsliebenden Damen«

Die Gräfin publizierte zwei pädagogische Schriften. Sie tragen die Titel *Pädagogische Ideen* sowie *Briefe einer Vaterlandsfreundin an ihre Lieblinge* und erschienen 1793 und 1794. Größere Beachtung



Diese beiden Illustrationen hat Nikolaus Chodowiecki für die zweite Auflage der Pädagogischen Ideen geschaffen.



Titelblatt der Ausgabe von 1800 mit dem neuen Titel Rath und That zu einem guten Werke

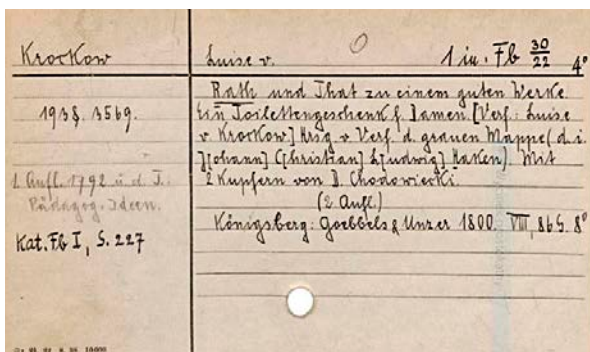
und Verbreitung fanden die *Pädagogischen Ideen*. Sie wurden 1793 zunächst nicht unter dem vollen Namen in Berlin veröffentlicht und enthielten eine Einführung ihres ersten Verlegers, August Graf von Lehndorff-Bandels (1771–1820), der von dem Buch fast 2.000 Exemplare drucken ließ und wohl auch weitgehend verkaufte. Das Frontispiz zeigt ein Porträt der Verfasserin, gestochen nach einer Zeichnung von Angelika Kauffmann (1741–1807). 1797 kam die zweite Ausgabe heraus, diesmal ohne die Vorrede des jungen Grafen, jedoch mit zwei Zeichnungen von Daniel Chodowiecki. Diese zweite Ausgabe wurde 1800 in Königsberg als dritte Auflage nochmals gedruckt, und zwar mit dem neuen Titel *Rath und That zu einem guten Werke* und einem Vorwort des evangelischen Pfarrers und Schriftstellers Johann Christian Ludwig Haken (1767–1835). Ein Exemplar dieser Ausgabe blieb unbehelligt und ungestört in der Danziger Bibliothek und wartete dort geduldig auf seine erste Leserin ...

In dieser Schrift versuchte die damalige Herrin auf Schloss Krockow für die Errichtung einer für damalige Vorstellungen extravaganten Erziehungsanstalt zu werben, und zwar einer Schule allein für junge Frauen, sogar unter Ausschluss von männlichen Lehrkräften. Die vor allem für verarmte Kinder adliger Herkunft

geplante Mädchenschule ließ sich auf eine gewisse Lücke im damaligen Bildungssystem Preußens zurückführen, die auch im 1772 annektierten Westpreußen zu spüren war. Die seit 1717 allgemeine Schulpflicht erreichte die breiten Bevölkerungsschichten nur unvollständig und traf auch auf gewisse Widerstände. Trotzdem wurde es im Laufe des 18. Jahrhunderts zum Standard, dass den früher lese- und schreibunkundigen Bauertöchtern zumindest das Lesen, Schreiben, Rechnen und Kenntnisse in der Religion beigebracht wurden. In reicheren Bürgerfamilien erlernten Mädchen Lesen und Schreiben auf Deutsch und Französisch, Rechnen, die Fähigkeit, Briefe zu verfassen – die *Ars epistolandi* –, sowie Tanz, Musik und Zeichnen.

Am allgemeinen Bildungssystem nahmen Mädchen adliger Herkunft allerdings fast gar nicht teil, denn die schulische Bildung gehörte nicht zum Habitus des Adels und wurde als nicht nötig angesehen. Die Töchterbildung, die im Gegensatz zur Ausbildung der Söhne auch für adlige Eltern keine Priorität darstellte, stützte sich auf Gouvernanten und Hauslehrer; sie begann mit dem sechsten Lebensjahr und endete mit der Konfirmation im Alter von etwa 15 Jahren. In diesem Milieu hatten es verarmte und verwaiste Mädchen adligen Standes somit besonders schwer – und gerade an diesen Brennpunkt knüpfte Louise von Krockow in ihren *Pädagogischen Ideen* an.

Besonders interessant ist das von der Autorin entworfene breite Lehrprogramm, das die Praxis mit der Wissenschaft verbindet. In folgenden Fächern sollen die Mädchen unterrichtet werden: Lesen, Schreiben, Christentum, Naturgeschichte, Geographie, Weltgeschichte, Rechnen, Zeichnen, Tanzen, Kochen, Waschen, Sticken, Nähen, Putzmachen, »Gärtnerney«, Baumzucht, Wirtschaft und Französisch. Unterrichtet wird ausschließlich von Lehrerinnen, die sich als »kluge und geschickte unseres Geschlechts« erwiesen hätten. Diese Arbeit der Frauen sei patriotische Pflicht, und deshalb wäre es – wie die Autorin erklärte – für eine Dame kein Verlust an Ehre, in solch einer Anstalt tätig zu sein. Männer hingegen dürften hier keine Lehrer sein, denn die Mädchen sollen so erzogen werden,



Eintrag der 1800 in Königsberg erschienenen dritten Auflage der Pädagogischen Ideen im handschriftlichen Katalog der ehemaligen Danziger Stadtbibliothek

dass »sie alles, was zur Geschicklichkeit einer Dame nothwendig ist, von ihrem eigenen Geschlecht erlernten«. Jede Lehrerin betreut zehn Schülerinnen. Der Anstalt und den Lehrerinnen steht eine Direktorin vor, die vor dem Vorstand für die Finanzen und die Jahresberichte verantwortlich zeichnet.

Der Tag beginnt mit dem Frühstück, bei dem es Butterbrot gibt. Vorgesehen sind drei Mahlzeiten am Tag, zwei Mal pro Woche darf Braten auf dem Speiseplan stehen. Nach dem Essen lesen ausgewählte Schülerinnen aus Büchern vor. Jeden Tag – »es wäre Winter oder Sommer« – stehen »Leibesbewegungen« ebenso auf dem Stundenplan wie auch Arbeit an der frischen Luft im Garten und in der Obstplantage. Zusätzlich werden jede Woche unter den Schülerinnen »sechs adlige und drey bürgerliche Zöglinge« bestimmt, die im Stall, in der Küche und in der Wäschelei Dienst tun.

In der Schule soll eine Bibliothek für den eigenen Bedarf und auch eine Sammlung von Besonderheiten der Natur entstehen. Die Verfasserin macht sich auch Gedanken darüber, woher das Geld für die Buchankäufe kommen könnte, doch gelangt sie zu dem Schluss, dass sich späterhin »adlige Damen Preußens« mit dieser Frage befassen sollten, die dann, ebenso patriotisch wie spendabel gesonnen, diese – wie sie bedeutungsträchtig heißen sollte – ERZIEHUNGSANSTALT DER VATERLANDSLIEBENDEN DAMEN fördern würden.

Die Autorin verlangt das Verbot jeglicher körperlicher Züchtigungen von Kindern. Die achtfache Mutter begründet ihre Einstellung gegenüber diesem zu ihrer Zeit sehr verbreiteten Erziehungsmittel folgendermaßen: »Meine Erfahrung hat mir zur Lehrmeisterin gedient, daß man wirklich durch sanfte Mittel mehr ausrichtet, und durch sie eher seine Absichten bewerkstelliget, als durch Härte.« Ihr Sohn Carl, der mit sechs Jahren als ersten Hauslehrer einen strengen preußischen Unteroffizier bekam, konnte dies bestätigen: »Zwey Jahre hat er [der Lehrer] diese Methode durchgeführt, bis das mütterliche weiche Herz unseren ersten frühen Drangsalen im menschlichen Leben ein Ende machte.«

Doch für die beiden älteren Krockow-Jungen, Reinhold und Carl, gab es bessere Bildungsaussichten als für ihre Schwestern, denn die Einrichtung der Kadettenschule in Stolp ebnete für junge Adlige einen sicheren Karriereweg. Für die Krockower Mädchen war der Pfad zur allgemeinen Bildung demgegenüber deutlich verwachsener. Dies betraf die Töchter Charlotte, Wilhelmine, Louise, Emilie und Caroline sowie auch deren Cousins Albertine und Henriette von Grape, die mit fünf bzw. sieben Jahren ihre Mutter – die Schwägerin von Louise von Krockow – verloren hatten und als Halbwaisen von ihrer Tante erzogen wurden. Gerade für solche Mädchen entwickelte Louise ihre Ideen für eine moderne Bildungsanstalt. Dabei hatte sie sich bemüht, ihre pädagogischen Überlegungen mit Hilfe des in Krockow angestellten Hauslehrers – des bereits erwähnten Johann Gottlieb Fichte – zu verwirklichen. Dieser Versuch aber schlug fehl, weil sich der junge Kandidat der Theologie für einen Unterricht von Mädchen zu schade war und sich lieber nur auf den jüngsten Sohn, den damals achtjährigen Albert – der späterhin als der »wilde Graf« bekannt wurde – konzentrieren wollte. So musste Fichte Krockow 1792 verlassen, und ein Jahr später erschien, ohne dass vorher ein Praxistest stattgefunden hätte, die Erstausgabe der *Pädagogischen Ideen*.



*In den Jahren 1797 und 1798 veröffentlichte der „Verfasser der grauen Mappe“ [Johann Christian Ludwig Haken] beim Danziger Verlag von F. Troschel in zwei Bänden Romantische Ausstellungen, die er in einer emphatischen Vorrede Louise von Krockow zugeeignet hat. Dem 1. Band ist als Frontispiz dieser Porträt-Stich der Widmungsträgerin vorangestellt.*

## Perspektiven und Grenzen der »Aufklärung«

Mit diesen Konzepten hat sich Louise von Krockow – getragen vom Geist der Aufklärungszeit – dafür eingesetzt, dass auch Mädchen durch schulische Bildung die Chance erhielten, sich aus ihrer – in diesem Falle allerdings unverschuldeten – Unmündigkeit zu befreien. Das Ziel des Unterrichts bestand freilich darin, Frauen zu brauchbaren Gefährtinnen ihrer gebildeten Männern zu erziehen; von beiden Geschlechtern wurde dabei die strikte Erfüllung aller Forderungen der Pflichtethik und des Staatspatriotismus verlangt. Das Projekt der Erziehungsanstalt folgte deswegen vor allem pragmatischen, kaum aber revolutionär zu nennenden Vorstellungen. In diesem Sinne stellt auch Anna Gajdis in ihrer eingangs bereits zitierten Untersuchung fest:

*Die Bestimmung der Frau, als »Gattin einen ehrlichen Mann glücklich [zu] machen« oder als »Mutter in dem friedlichen Zirkel vieler Kinder« [...] bezeichnete die Schriftstellerin als eine empfehlenswerte Lebensperspektive und damit gehörte sie [...] zu denjenigen Aufklärern, Literaten und Publizisten, die in ihren Darstellungen die Frau auf ihre Rolle der Mutter, Gattin und Hausfrau reduzieren.*

Wie stark diese Perspektive noch durch die zeitgenössischen Rahmenbedingungen der Autorin eingeschränkt worden ist, lässt sich erkennen, wenn die ein Jahr vor den *Pädagogischen Ideen* – wohlweislich anonym – in Berlin veröffentlichte Schrift *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber* herangezogen wird. Sie stammt von dem ostpreußischen Schriftsteller, in Königsberg mit hohen Ämtern betrauten und mit Immanuel Kant befreundeten Theodor Gottlieb von Hippel (1741–1796), der in dieser umfangreichen Monographie die gesellschaftlichen Konventionen und Zwänge konsequent kritisiert und letztlich zur These von einer strikten Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der beiden Geschlechter gelangt: Alle vermuteten Schwächen und Minderwertigkeiten der Frauen resultierten für ihn aus von Männern gemachten Vereinbarungen und Gesetzen. Deshalb sei die Emanzipation des weiblichen Geschlechts die fundamentale Voraussetzung für die Befreiung des ganzen Menschengeschlechts überhaupt.

Dass Hippel für seine Positionen keinen Beifall erhielt, mag kaum wunderzunehmen. Aber nicht einmal der moderate, realistischere Vorschlag der Louise von Krockow hatte eine Chance, ernstgenommen zu werden; denn in den damaligen Rezensionen (z. B. im *Journal des Luxus und der Moden*) wurde ihr Konzept lediglich als »Schwärmerey in einem schönen Gewande« eingestuft, und der Blick fällt dann alsbald – ein bis heute probates Mittel, wenn die kreativen Leistungen von Frauen marginalisiert werden sollen – vor allem auf Äußerlichkeiten wie das Bildnis der Verfasserin, ihr »einnehmendes Gesichtchen«, oder auch ihr »gutes Herz«. – Zwangsläufig musste die Idee einer schulischen Frauenbildung in dieser Epoche ein noch unerfüllbarer Traum bleiben.

✠ Magdalena Izabella Sacha

# Eine Danziger Schriftstellerin der Kaiserzeit

## Die Karriere der Elise Püttner

**Elise Püttner – ist sie nicht die Dichterin des Märchens vom Thorner Pfefferkuchen? Tatsächlich ist bei einigen dieser Name immer noch nicht gänzlich verklungen. Alle anderen Veröffentlichungen von ihr, deren Todestag sich 2023 zum 100. Male jährt, werden von der Nachwelt jedoch kaum noch erinnert. Es erscheint aber durchaus lohnend, sich eingehender mit dem Œuvre dieser Frau zu beschäftigen, die sich immerhin über Jahrzehnte am Buchmarkt zu behaupten verstand.**

Die Biographie der am 5. August 1839 in Danzig geborenen und am 14. Juni 1923 in Zoppot gestorbenen Johanna Augustina Elise Püttner bleibt in Bezug auf ihr privates Leben und ihre Persönlichkeit weitgehend schattenhaft, und zwar in den beiden, jeweils etwa 40 Jahre umfassenden Zeitabschnitten ihres Lebens, von denen sie den ersten mit kürzeren Unterbrechungen in Danzig und den zweiten in Zoppot zugebracht hat; sie blieb ehe- und kinderlos, in ihrem Nachlass fand sich kein Tagebuch, und weitere Dokumente sind ebenfalls nicht überliefert. Allerdings hat sie als bekannte und erfolgreiche Schriftstellerin sowie aufgrund ihres intensiven zivilgesellschaftlichen Engagements in verschiedenen Frauenvereinen ein öffentliches Leben geführt, so dass sie für die Nachwelt zumindest als Autorin und Patriotin deutlichere Konturen gewinnt.

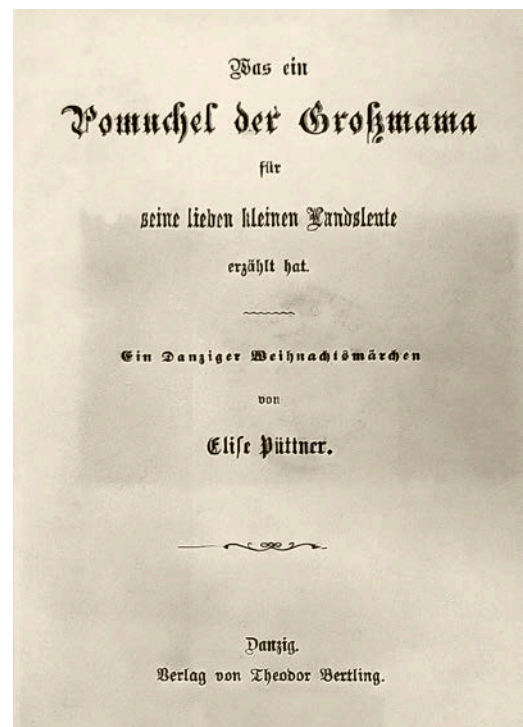
**Von der höheren Tochter zur freien Autorin** Elise Püttner kam in der Heilige-Geist-Gasse, im Haus Nr. 62, zur Welt. Sie war die älteste Tochter des aus Preußisch Friedland stammenden Robert Hilmar Leopold Püttner und der in Marienwerder geborenen Johanna Marie Louise Knopmuss. Von der Kindheit weiß man nichts Näheres. Vage Informationen beziehen sich erst auf die schulische Bildung und die anschließenden Studienjahre und finden sich z. B. in Franz Brümmers *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*. Dort heißt es – in der 1913 erschienenen 6. Auflage – im 5. Bd. (S. 370), dass Elise Püttner »infolge der öfteren Versetzungen ihres Vaters« sowohl in Marienwerder als auch auf den höheren Töchterschulen in Danzig und Thorn unterrichtet worden sei und ab 1859 wieder in Danzig lebte, dass sie einige Zeit später für ein Jahr bei einer befreundeten Familie in Thüringen weilte und dann nach Paris ging, wo sie Französisch lernte und an der Sorbonne kunsthistorische Vorlesungen hörte.

1868 war Elise jedoch plötzlich gezwungen, den ihr vorgezeichneten Weg einer »höheren Tochter« aus großbürgerlichen Kreisen zu verlassen: In diesem Jahr starb ihre Mutter, und der Vater erwartete von seiner ältesten Tochter, dass sie ihm den Haushalt führte und sich um die Geschwister kümmerte. In Danzig besuchte sie zwar noch das Lehrerseminar und absolvierte sogar die Abschlussprüfung, aber diesen Beruf, den unverheiratete Frauen regelmäßig erlernten, weil er ihnen ein hinlängliches Auskommen sichern konnte, nahm sie gar nicht erst auf.

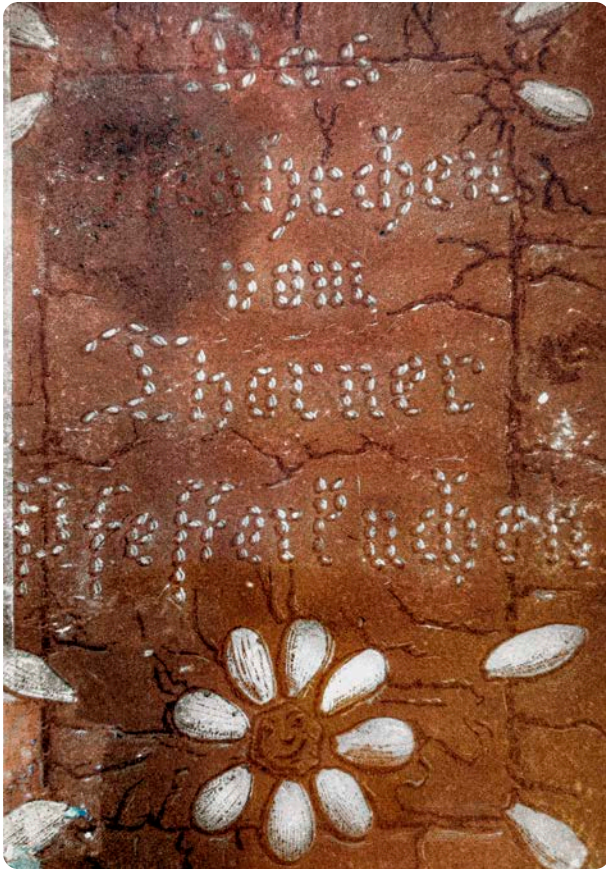
Stattdessen begann sie nun ab den 1870er Jahren eine Art Privatstudium der Geschichte und Kultur ihrer Heimatstadt und fand dabei Mentoren in dem evangelischen Pfarrer und Stadt-Archivar

Ernst August Karl Bertling (1838–1893) und dem (1857 in Berlin habilitierten) Volkskundler, Mythologen und Bibliothekar Johann Wilhelm Emanuel Mannhardt (1831–1880). In dieser Zeit hatte sie 1869 auch bereits ihr erstes Buch veröffentlicht: das Danziger Weihnachtsmärchen *Was ein Pomuchel der Großmama für seine lieben kleinen Landsleute erzählt hat*.

Diese stilsicher geschriebene, stimmungsvolle Geschichte gewinnt die Autorin aus einer originellen Kombination und Bearbeitung von Motiven des Danziger Sagenschatzes. Der antike Mythos vom Eridanos, vom großen Fluss am Ende der Welt, den schon das griechische Altertum nicht eindeutig zu lokalisieren wusste, wird späterhin auch auf die Radaune projiziert. Hier sollen – wie es Elise Püttner dann 1887 in ihrem *Reiseführer durch das Ostseebad Zoppot* formuliert – die Heliaden, die ihren Bruder Phaeton beweinen, »zu ›Pappeln‹ und die ihnen unaufhaltsam entströmenden Thränen zu Bernstein verwandelt worden sein« (S. 7). Auf diese Zusammenhänge spielt die Geschichte der phönizischen Königstochter Erida an, die die Großmutter von ihrem »Gewährsmann«, einem – in der Kaskubei als Speisefisch äußerst beliebten – Pomuchel, erfahren haben will und nun kurz vor Weihnachten ihrer Enkelin erzählt: Erida, die auf Hela erscheint und in die Gestalt eines Hundes verzaubert wurde, besteht eine Reihe von Abenteuern, kann dabei die Tochter des Herzogs von Danzig retten und wird, als ihr der glückliche Vater als Dankeszeichen eine Bernsteinkette umhängt, von ihrem Bann erlöst. Nach einem kurzen Aufenthalt in Phönizien kehrt die



Titelblatt von Elise Püttners erstem Weihnachtsmärchen aus der Erstausgabe 1869



Das Märchen vom Thorner Pfefferkuchen –  
Buchumschlag der Erstausgabe 1872

Prinzessin mit ihrem Vater an die Ostsee zurück, gründet auf Hela ein Gemeinwesen und errichtet dort ein stattliches Schloss.

Mit dieser Veröffentlichung hatte Elise Püttner für die Zukunft den entscheidenden Schritt von der gesellschaftlichen Sicherheit des Lehrerinnenberufs zu einer weniger gebundenen Existenz einer freien Autorin vollzogen – wobei das damit einhergehende Risiko des wirtschaftlichen Scheiterns durch ihr Leben innerhalb des väterlichen Haushalts deutlich gemindert wurde. Auf diesen Rückhalt war sie allerdings kaum angewiesen, weil bereits ihre erste Publikation große Resonanz fand.

**Eine erfolgreiche Dichterin** Der Erfolg ihres Erstlingswerks bestärkte Elise Püttner darin, der Gattung des Märchens weitere Facetten abzugewinnen. Dabei wählte sie ein typisch westpreußisches Gebäck zum Ausgangspunkt ihrer nächsten Geschichte: die berühmten und gerade bei Kindern höchst beliebten »Thorner Kathrinchen«, die Elise Püttner gewiss während ihrer Zeit, in der sie in Thorn zur Schule gegangen war, vor Ort kennengelernt hatte. Sie lässt ein Waisenkind, den Jungen Gottlieb, der charakterlich noch ungefestigt ist und Musikant werden soll, eine Reihe von Abenteuern bestehen. Dank diesen »Aventures« durchläuft Gottlieb einen Bildungsprozess; bei ihm wächst der Wunsch, den Beruf eines Konditors zu erlernen, und als er auf einer der Stationen seiner märchenhaften Reise bis in die Schweiz der Elfenkönigin einen großen Dienst erweisen kann und sie ihm aus Dankbarkeit das Geheimnis der Pfefferkuchen-Produktion anvertraut, lässt er sich in Thorn nieder und begründet dort die Tradition der Lebkuchen-Bäcker:

*Bald war Gottlieb weit über die Grenzen seines Vaterlandes berühmt. Die Könige und Fürsten, die Armen und Geringen priesen ihn gleich sehr und feierten kein Fest, besonders nicht*

*das liebe Weihnachtsfest, ohne sein Fabrikat, das ihn die Elfen gelehrt, und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.\**

Dieses Märchen vom Thorner Pfefferkuchen erschien 1872. Es fand beim Lesepublikum begeisterte Aufnahme und wurde zu Lebzeiten der Verfasserin mehrmals nachgedruckt. Mit diesem Büchlein konnte sie sich in der Öffentlichkeit als Dichterin fest etablieren. 2019 wurde in Thorn sogar eine polnische Übersetzung publiziert (»Baśń o toruńskich piernikach«).

Zugleich trat Elise Püttner nun aber auch durch ihr karitatives Wirken hervor. Schon während des Deutsch-Französischen Krieges sorgte sie sich um die Familien der Soldaten, sie engagierte sich im *Vaterländischen Frauenverein* sowie in weiteren Frauenorganisationen und arbeitete innerhalb der Danziger Abteilung des *Deutschen Roten Kreuzes* mit. Für ihr Wirken erhielt sie die »Kriegsdenkmünze für die Feldzüge 1870/71 für Nichtkombattanten«. Dass sich Elise Püttner wohltätigen Aufgaben auch weiterhin stetig und mit großer Hingabe widmete, zeigt sich darin, dass sie 1887 – inzwischen in Zoppot heimisch geworden – die dortige Abteilung des *Vaterländischen Frauenvereins* mitbegründete und ihr die 1897 bzw. 1898 gestifteten Auszeichnungen der »Zentenarmedaille« und der »Rote Kreuz-Medaille« verliehen wurden.

Literarisch versuchte Elise Püttner, ihr Profil als Märchen-Autorin noch weiter zu schärfen, und legte 1873 nach dem *Pomuchel* ein zweites »Weihnachtsmärchen« vor. Anscheinend hat sich der Verlag von Theodor Bertling, der ihre ersten beiden Bücher betreut hatte, daran aber nicht interessiert gezeigt; denn *Ein Herz von Marzipan*, so der Titel, erschien im Selbstverlag – was wiederum auf eine respektable Höhe der Einkünfte aus den bisherigen Tantiemen zu schließen erlaubt. In dieser didaktischen Geschichte geht es um Alma, ein störrisches und undankbares Mädchen, das ein ihr geschenktes Marzipanherz missachtet. Nachdem es aber in einem bedrängenden Traum in Gefangenschaft geraten ist und Zwänge und Demütigungen durchlebt hat, wandelt es sich zum Guten und weiß das Präsent nun wertzuschätzen.

**Eine kundige Kulturvermittlerin** Parallel zu ihrer Märchen-Produktion kultivierte die Autorin einen weiteren Zweig ihrer schriftstellerischen Neigungen und Fähigkeiten: das Feuilleton. Schon während ihrer Zeit in Paris hatte sie – nach Ausweis des schon zitierten Lexikographen Franz Brümmer – zuweilen Beiträge für die *Danziger Zeitung* verfasst, und ihre kunsthistorischen Kompetenzen sowie ihre ergänzenden privaten historischen Studien gaben ihr als begabter Schriftstellerin nun die Möglichkeit, kulturelle Themen fachlich durchaus anspruchsvoll, aber auch unterhaltsam zu erschließen. So erschien 1875 (S. 271–274, H. 16) ein Aufsatz von ihr in jenem *Illustrierten* [!] *Familienblatt*, das den anheimelnden Titel *Die Gartenlaube* trug und als erstes Massenblatt der Kaiserzeit in diesem Jahr die für diese Zeit schwindelerregende Auflagenhöhe von 382.000 Exemplaren erreichte. Dass Elise Püttner einen Beitrag in dieser Zeitschrift veröffentlichte, trug somit nicht unerheblich zu ihrem Renommee bei.

In ihrem Beitrag schlägt sie ein Thema an, bei dem sie ihre detaillierten kunsthistorischen und stadtgeschichtlichen Kenntnisse vorzüglich miteinander zu verschmelzen vermag. Sie wendet sich dem inzwischen wiedererstandenen Bauwerk des früheren Danzi-

\* Elise Püttner: Das Märchen vom Thorner Pfefferkuchen, Danzig 2<sup>1912</sup> (= Erzählungen aus der Ostmark. VII.), S. 93.

ger Franziskanerklosters zu, in dem am 1. März 1873 feierlich das *Stadtmuseum Danzig* eröffnet worden war. Dabei geben ihre Ausführungen zu erkennen, mit welcher Leichtigkeit und Geschicklichkeit Elise Püttner einen redaktionell zwar begrenzten, aber doch großzügig disponierten Text von vier Druckseiten abwechslungsreich gestaltet und wie souverän ihr Stil zwischen Ausdrucksweisen eines Berichts, Essays oder Kommentars changiert.

Zudem signalisiert schon der Titel – *Prachtstück altdeutscher Architektur im Norden* –, dass die Autorin ihre Leserinnen und Leser für ihre Stadt zu gewinnen sucht. Zunächst preist sie die Vorteile des erheblichen Modernisierungsschubs, der durch den Bau der Kanalisation sowie der Prangenaue Wasserleitung ausgelöst worden ist, bedenkt dabei allerdings auch, dass aus Rücksicht auf den »drängenden treibenden Verkehr der Jetztzeit« auch »eine charakteristische Schönheit der Stadt zum Opfer gefallen« ist:

*So schmerzvoll Danzig seine Beischläge mit den kunstvollen Balustraden von Stein und messinggezierten Eisengittern, den gewaltigen Löwen und Granitkugeln an den Ausläufern ihrer Stufen dem allgemeinen Interesse geopfert hat, so schmerzlich wird sie der Gast vermissen, der Auge und Verständnis für diese seltenen architektonischen Schätze hatte, die stolz-trotzig den Sinn des alten Danziger Patricierthums illustrierten. (S. 271)*

Des Weiteren widmet sich die Autorin der Aufgabe, ihre Leserschaft für das Franziskanerkloster zu interessieren, weil von ihm »bisher kein kunstgeschichtliches Werk« berichtet hat. »Und das ist natürlich, denn erst der neuen Zeit war die Entdeckung seiner kunsthistorischen Bedeutung, der allerneuesten sein Auferwecken aus Schutt und Graus zu verjüngter Schönheit vorbehalten« (ebda).

Zunächst aber heißt es: »Blättern wir, ehe wir seine Hallen betreten, einen Augenblick in den geschichtlichen Aufzeichnungen dieses Klosters« (ebda). Mit diesen Worten werden die Leser nicht nur eingeladen, die Entwicklung der Ordensniederlassung in Danzig, sondern vor allem auch die wechselhafte Geschichte des Bauwerks bis zu seinem Niedergang durch die Nutzung als preußische Garnison kennenzulernen. Sodann aber erklingt – mit der Geste einer freundlichen Fremdenführerin – die Aufforderung: »Treten wir näher« (S. 273). Nun steht das Gebäude im Mittelpunkt und kann von den Lesern bzw. virtuellen Besuchern Stockwerk für Stockwerk und Raum für Raum erkundet werden. Auf diesem Wege erfahren sie beispielsweise:

*Der herrlichste und durch seine Schicksale merkwürdigste Raum des Klosters ist der Conventremter. Man gelangt zu ihm durch den Treppenhausanbau und die Vorhalle, auf welche das große Refectorium mündet. Wie eine Lilie anmuthig entfaltet sich sein imposantes Gewölbe auf einer einzigen Säule. Und hier in diesem köstlichen Saale waren die Lazarethküchen eingebaut gewesen! (S. 274)*

Solch einen verbindlichen, zugewandten Ton anzuschlagen, kompetent und begriffssicher komplexe Zusammenhänge zu erschließen und dabei zugleich so maßvoll vorzugehen, dass die gespannte Aufmerksamkeit der Leser, besser: virtuellen Besucher, nicht erlahmt – damit qualifizierte sich Elise Püttner als Autorin für einen Texttypus, der ihr später ein weiteres Feld ihrer schriftstellerischen Tätigkeiten eröffnen sollte.

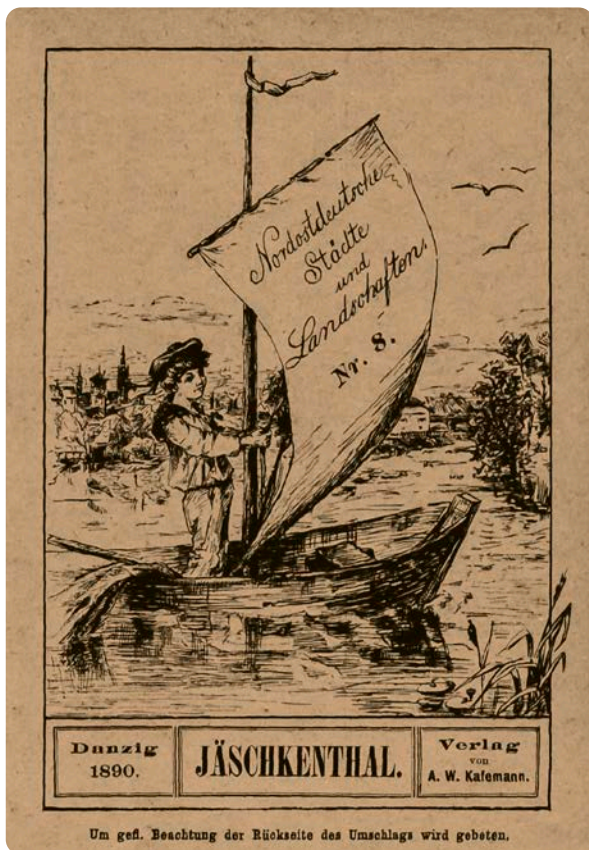
**Eine neue, lukrative Sparte des regionalen Buchmarkts** 1881 oder 1882 übersiedelte Elise Püttner mit ihrem inzwischen pensionierten Vater und drei Schwestern nach Zoppot. Dort griff sie auf einen

Roman zurück, den sie schon 1880 in der höchst populären Form des Fortsetzungsromans in der *Danziger Zeitung* veröffentlicht hatte und der den Titel *Konrad Letzkau und seine Tochter* trug. Diesen »Roman aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts« ließ die Autorin 1887 in drei Bänden erscheinen. Mit dieser geschlossenen Präsentation eines anspruchsvollen Werks suchte sie anscheinend Anschluss an ein beliebtes Genre der Belletristik in der Kaiserzeit zu finden: an den historischen Roman. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts veröffentlichten ihre in Westpreußen lebenden Altersgenossinnen Julie Burow (d. i. Pfannenschmidt [1806–1868]) (*Ein Bürgermeister*, 1862), Clara Quandt (1841–1919) (*Johannes Knades Selbsterkenntnis*, 1880; *Die Polen in Danzig*, 1881) und Anna Conwentz (1858–1912) (*Aufzeichnungen eines Danziger Klosterbruders*, 1891) auch historische Romane über Danzig, und von Ernst Wichert (1831–1902) war 1881 der dreibändige Roman *Heinrich von Plauen* erschienen, in dessen Plot der Danziger Bürgermeister Konrad Letzkau ebenfalls als handelnde Figur auftaucht und auch der hinterhältige Mord, dem er, Bürgermeister Arnold Hecht sowie der Ratsherr Bartholomäus Groß am 5. April 1411 auf der Komtureiburg zu Danzig zum Opfer fielen, wird hier naturgemäß thematisiert. Eine weitere Parallele ergibt sich sogar bei der Wahl des Verlegers: Elise Püttner vertraute ihren Roman dem Leipziger Carl Reißner Verlag an, in dem sechs Jahre zuvor bereits Wicherts *Heinrich von Plauen* erschienen war.

Die Publikation entsprach somit gänzlich dem Zeitgeist und folgte auch den geläufigen Erzählstrategien. Zudem hatte die Autorin die Grundstruktur der vielfältig ausgestalteten epischen Handlung korrekt an den Schilderungen und Wertungen der älteren Stadthistoriker orientiert und setzte durch die eigens entfaltete Geschichte von Letzkaus Tochter einen originellen zusätzlichen Akzent. Gleichwohl fand dieser Roman keine ungeteilte Zustimmung und dürfte seine Verfasserin kaum ermutigt haben, den Weg einer Romancière weiterzuerfolgen.

Dieser Verzicht ist der Autorin gewiss nicht schwergefallen, denn im gleichen Jahr, in dem die Buchversion des »Letzkau«-Romans veröffentlicht wurde, 1887, erschien Elise Püttners Publikation zum *Ostseebad Zoppot bei Danzig*, mit der – als № 1 – zugleich das Danziger Verlags- und Druckhaus von A. W. Kafemann seine Reihe *Nordostdeutsche Städte und Landschaften* eröffnete. Das Buch über Zoppot richtet sich an die Sommergäste, die aus dem ganzen Reichsgebiet kommen, weil sie, anders als frühere Generationen, nun »mit Bewusstsein und weiterer Macht streben, Leib und Seele gesund zu baden im Urquelle des Schönen, – in der Natur« (S. 63). Das Büchlein hat allerdings noch vornehmlich den Charakter einer Ortsmonographie, denn die Autorin erläutert »Das moderne Zoppot« – illustriert mit acht ganzseitigen Fotografien – auf nur knapp 30 Prozent der reinen Textseiten. Die übrigen verwendet sie für die historische Darstellung der »Küste von Zoppot in ältester und alter Zeit« sowie für die Schilderung von »Zoppot im Mittelalter« und von »Zoppots neuere[r] Geschichte«.

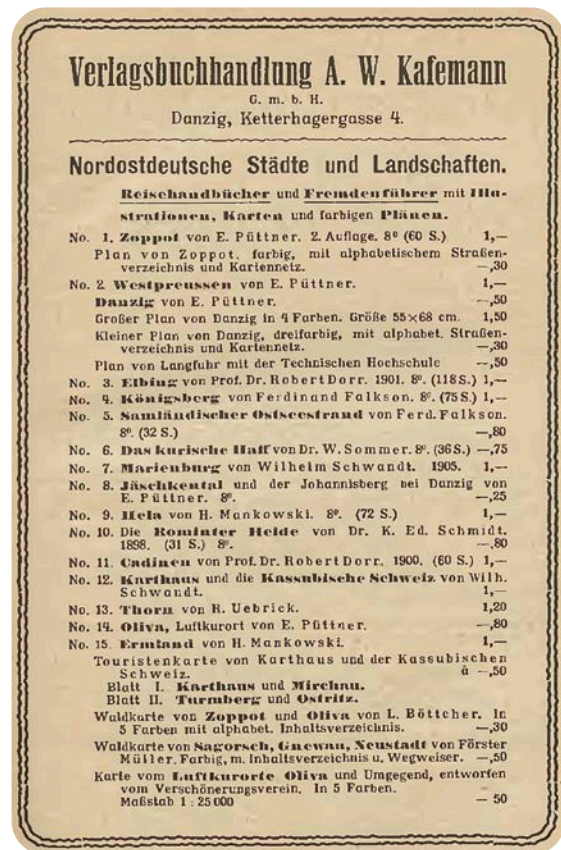
Im folgenden Jahr vollzog Elise Püttner den Übergang zu einem »Reiseführer« im engeren Sinne, und zwar mit dem Titel *Danzig – ehemalige Freie Reichs- und Hansestadt, jetzt Hauptstadt der Provinz Westpreussen*, den der Verlag A. W. Kafemann als № 2 seiner neuen Buchreihe veröffentlichte. Hier stellt sie als »Erste Abtheilung« einen in vier Abschnitte gegliederten und 26 Seiten benötigenden »Abriss der Geschichte Danzigs von seinem Ursprung bis auf die neueste Zeit« voran. Daraufhin folgt die »Zweite Abtheilung« –



*Titelgestaltung der vom Verlag A. W. Kafemann, Danzig, herausgegebenen Reihe Ostdeutsche Städte und Landschaften*

»Die Sehenswürdigkeiten Danzigs« –, die ihrerseits nun in einer deutlich verschobenen Proportion 84 Seiten (einschließlich 19 Illustrationen) umfasst und damit hinlänglichen Raum bietet für die Beschreibung von sieben unterschiedlichen Routen, auf denen sich die Besucher die Stadt in ihrer Vielfalt erschließen können – sei es auf einem Rundgang oder einer Wanderung, sei es auf einem Wallspaziergang oder sei es bei einer Bootsfahrt auf der Mottlau und Weichsel. Abgerundet werden diese Stadterkundungen durch zwei Abschnitte, die Hans Memlings *Jüngstem Gericht* sowie »Einige[n] Inschriften an Privathäusern« gewidmet sind.

Im Jahre 1888 begann der Verlag mit dem Erscheinen dieses zweiten Bands zugleich, die Reihe der *Nordostdeutschen Städte und Landschaften* zügig zu erweitern und westpreußische »Reiseführer« als feste Größe innerhalb des Buchangebots zu etablieren. In kurzer Folge erschienen nun beispielsweise Führer zu Elbing (№ 3) und Königsberg (№ 4), zum Samländischen Ostseestrand (№ 5) und zum Kurischen Haff (№ 6) sowie zu Marienburg (№ 7), so dass nur zwei Jahren später schon die – wiederum von Elise Püttner verfasste – № 8, *Jäschkental und der Johannsberg bei Danzig*, herausgegeben werden konnte. (Unter dem Titel »Jaškowa Dolina i Góra Jana nieopodal Gdańska« wurde das Buch übrigens 2015 in einer polnischen Übersetzung neuerlich publiziert.) Mit dieser Serie reagierte der Kafemann-Verlag auf die sich deutlich abzeichnende Tendenz der 1880er Jahre, im Zuge der breiteren Nachfrage von Sommerfrischlern nach lohnenden Reisezielen den einzelnen Orten und Städten ein klares Profil zu verleihen und ihre Attraktivität hervorzuheben. Vor diesem Hintergrund wird unmittelbar plausibel, warum sich im »Danzig«-Führer auch ein ausgedehnter, farblich abgesetzter Teil findet, in dem über 20 Seiten lang Danziger Fabrikanten, Händler und Dienstleister für ihre Produkte und Angebote werben. Im Pro-



*Werbung des Kafemann-Verlages für seine »Reisehandbücher« und »Fremdenführer« – Anzeige aus Elise Püttners Reise- und Fremdenführer durch Westpreussen, Danzig 1906*

zess der Kommerzialisierung von Freizeit übernahmen die Inserenten damit eine eigenständige Rolle.

Nicht zuletzt zeigt diese rasch expandierende Buchreihe freilich auch, dass in diesen Jahren »Westpreußen« gezielt und geradezu systematisch als Reiseland erschlossen wurde; – und an diesem Vorhaben nahm Elise Püttner in den folgenden mehr als zwei Jahrzehnten regen Anteil. 1901 erschien ein *Kleiner Führer durch Danzig* [...] mit 12 Illustrationen und Plänen von Stadt und Umgebung, der das »Geschichtliche« auf gut drei Seiten abhandelt und dann innerhalb des umfangreichen Kapitels über die »Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten« die Interessen von Gästen mit einem begrenzten Zeitkontingent berücksichtigt und ihnen die Möglichkeit eröffnet, die wichtigsten Punkte Danzigs und seiner Umgebung in vier Tagestouren aufzusuchen. Zusätzlich bietet das Büchlein nicht nur einen Anzeigenteil, der nahezu die Hälfte des Gesamtumfangs ausmacht, sondern zusätzlich einen redaktionellen siebenseitigen »Anhang« mit mannigfachen Informationen: von »Hôtels«, Bierhallen oder »Cafés und Conditoreien« über Bäder, Gartenlokale, Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen oder Theater bis zu »Consulaten«, Banken, Krankenhäusern und »Danziger Specialitäten«. Das gesamte Konzept ist folglich erheblich direkter auf die konkreten individuellen Bedürfnisse eines Besuchers hin zugeschnitten.

Einen weiteren Beitrag zum einschlägigen Sortiment des Verlages A. W. Kafemann leistete Elise Püttner mit ihrem *Führer durch Luftkurort und Seebad Oliva* – mit der ehemaligen Zisterzienser-Abtei gleichen Namens, der 1904 als № 14 in die Reihe der *Nordostdeutschen Städte und Landschaften* aufgenommen wurde. Zwei Jahre später (1906) legte die Autorin schließlich eine Neufassung ihres Danzig-Führers – der № 2 – vor, in der sie eine Fülle praktischer Hinweise gibt und zugleich eingehende Erläuterungen der Sehens-



würdigkeiten und der historischen Grundlagen bietet. Zudem konzentriert sie sich nicht allein auf die Hauptstadt, sondern nimmt auch andere bedeutende Kreisstädte kurz in den Blick. Dadurch gelang es der Autorin, aus ihren bisherigen publizistischen Ansätzen gleichsam die Summe zu ziehen und einen unterschiedlichen Interessen genügenden und die ganze Provinz erfassenden *Reise- und Fremdenführer durch Westpreussen* zu veröffentlichen.

Nicht gänzlich übergangen werden soll, dass Elise Püttner zu dieser Zeit auch noch einmal einen poetischen Text verfasst hat: das Libretto für das Oratorium *Das Schloß am Meer*, das von Franz Johann Carl Joetze (1839–1914) vertont und am 15. Februar 1906 im Zoppoter Kurhaus uraufgeführt wurde. Dabei zeigte sich die Dichterin durchaus als experimentier- und nicht zuletzt risikofreudig, denn bis dahin hatte sie sich noch niemals mit den Möglichkeiten und Anforderungen der Versform auseinandergesetzt.

\* \* \*

Mit dem vielgelesenen *Märchen vom Thorner Pfefferkuchen* und den Reise- und Fremdenführern, an deren Entwicklung Elise Püttner sich rege beteiligte, verfügte die Autorin über einen Fundus, der ihr den Zufluss von Tantiemen garantierte: allein der Danzig-Führer erlebte bis zum Jahre 1910 sechs Auflagen. Gleichwohl setzte sie auch nach der Jahrhundertwende die stets weiterbetriebene journalistische Tätigkeit – vornehmlich in der *Danziger Zeitung*, späterhin auch in der *Zoppoter Zeitung* – fort und sicherte sich dank den Honoraren regelmäßige Einnahmen für ihren Lebensunterhalt – und vermutlich auch für denjenigen einiger ihrer Schwestern, mit denen sie nach dem Tode des Vaters (1892) über lange Zeit zusammenlebte.

Greifbar sind in den Zeitungsarchiven beispielsweise die Jahrgänge 1920 bis 1923 der *Zoppoter Zeitung*, die die Beiträge aus den letzten Lebensjahren der nun schon hochbetagten Publizistin umfassen. Die Themen der Artikel reichen von schwärmerisch-poetischen Schilderungen einer »Farbensymphonie am Himmel bei Sonnenun-

tergang« über vergleichende Betrachtungen zwischen dem alten und dem neue Zoppot bis zu patriotischen Appellen, sich den sozialen Problemen der Gegenwart zu stellen und dabei vor allem die Arbeit der Frauenvereine zu unterstützen – denn, so stellte Elise Püttner fest, nach dem Kriege liege der Wiederaufbau des Vaterlandes nun in der Hand der deutschen Frau. Im Spektrum der politischen Positionen schließlich blieb sie weiterhin – und als Westpreußin nach der Umsetzung der in Versailles beschlossenen »Vierteilung« der Provinz erst recht – ihren deutschnationalen Überzeugungen treu. So gab sie in einem Beitrag der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, dass »die Marienburg nicht nur ein hervorragendes Bau- und Kunstdenkmal im Osten«, sondern »auch als Wahrzeichen des Deutschtums immerdar ein Kleinod der Ostmark« bleiben möge.

Bei aller Unterschiedlichkeit der Themen und Intentionen bestätigt die Lektüre dieser späten journalistischen Arbeiten das vertraute Bild einer stilsicheren, differenziert wie prägnant formulierenden Schriftstellerin, die trotz ihres sprachlichen Anspruchs ihre Leser nie aus dem Blick verliert. Elise Püttner gelang es somit, bis zum Ende ihres Lebens als Publizistin im öffentlichen Diskurs präsent zu bleiben. Sicherlich: Einer Autorin von Romanen, die dem Zeitgeschmack gehorchten, einer Journalistin sowie auch einer Verfasserin von Reiseführern, die naturgemäß rasch veralten, flicht die Nachwelt – um Friedrich Schillers Wort aus dem Prolog zu *Wallensteins Lager* zu variieren – ebenso wenig Kränze wie dem Mimen (wenngleich sich heutzutage in Polen ein neues kulturgeschichtliches Interesse zu formieren scheint). Gleichwohl bildet diese Autorin eine bedeutende Repräsentantin für den engeren Bereich einer spezifisch westpreußischen Literaturgeschichte sowie ein anschauliches Beispiel für die Möglichkeiten von Frauen in der Kaiserzeit, den – eingestandenermaßen noch engen – Spielraum für ihre kreativen Begabungen als Grundlage für eine sozial respektierte und wirtschaftlich eigenständige Existenz zu nutzen.

✉ Janusz Mosakowski

## KLUGE *Männer*—MILDTÄTIGE *Frauen*

Das Vereinswesen in Elbing  
an der Schwelle  
zum 20. Jahrhundert

**D**iese sarkastische Bemerkung von Henrik Ibsen (1828–1906) war angesichts des Vereinswesens im deutschen Sprachraum keineswegs übertrieben, denn hier hatte sich seit dem frühen 19. Jahrhundert eine Vielzahl von Vereinen aller Art gegründet, die Bürgern die Möglichkeit gaben, ihren individuellen Interessen und Fähigkeiten zu frönen, ihre Soziabilität zu entwickeln und nicht zuletzt soziale Reputation zu erlangen. Frauen allerdings blieb für lange Zeit – nicht anders als bei vielen anderen außerhäuslichen Aktivitäten – eine Beteiligung an dieser »Vereinsmeierei« – verwehrt bzw. nur sehr eingeschränkt möglich. Als 1667 der britischen Aristokratin und Wissenschaftlerin Margaret Cavendish die Erlaubnis erteilt wurde, an einer Sitzung der ROYAL SOCIETY teilzunehmen,

**Wenn die Deutschen dereinst doch die Torheit ihrer ewigen Vereinsmeierei begreifen lernen, wird zunächst sicherlich ein Verein zur Abschaffung der Vereine gegründet werden.**

brandete die Empörung der regulären, männlichen Mitglieder derart auf, dass solch eine Einladung für Jahrhunderte unterblieb: Noch 1911 – im Jahr, in dem Maria Skłodowska-Curie ihren zweiten Nobelpreis erhielt – wurde ihr nach wie vor die Aufnahme in die ROYAL SOCIETY verweigert.

Auch im Deutschen Reich wurden Frauen nicht in wissenschaftliche Organisationen aufgenommen. Bis 1908 war ihnen eine Mitgliedschaft in politischen Gruppierungen oder Parteien sogar grundsätzlich verboten. Geringere Widerstände mussten sie beim Zugang zu künstlerischen und kulturellen Vereinigungen überwinden, während ihnen der Beitritt zu Verbänden für wohltätige Zwecke seit Beginn der Kaiserzeit weit offenstand, weil solche Aufgaben angeblich ihren »natürlichen« weiblichen Begabungen und Neigungen entgegenkamen.

**Männerdomänen und Freizonen für weibliche Kreativität** Solche Einschränkungen bzw. Lizenzen galten in gleichem Maße auch für die Elbingerinnen. Der älteste und ehrwürdigste Verein der Stadt – der »Gewerbeverein«, der 1828 gegründet worden war – gab Frauen bis zum Ende seines Bestehens, d. h. bis zur Auflösung im Jahre 1934, keine Möglichkeit zum Beitritt, wengleich er Bürgerinnen ab dem späteren 19. Jahrhundert zumindest zu speziell für sie gedachten Veranstaltungen, zu »Damenabenden«, einlud. Deren Programme entsprachen dann – nach der Einschätzung der Organisatoren – spezifisch weiblichen Interessen, vermieden demnach wissenschaftliche Fragen und boten stattdessen Themen aus der bildenden Kunst, dem Reich des Schönen, an, sofern nicht sowieso eher »praktische« Erfindungen vorgestellt wurden, die im Haushalt von Nutzen sein konnten. Erst ab Anfang des 20. Jahrhunderts durften Elbingerinnen auch bei ordentlichen Sitzungen des Gewerbevereins zugegen sein, aber keinesfalls als Mitglieder, sondern als »außerordentliche« Zuhörerinnen, denen jeweils eine »Damenkarte« ausgehändigt wurde.

Der namhafteste wissenschaftliche Verein der Stadt – die Altertumsgesellschaft – gewährte Frauen ebenfalls keinen Platz, obwohl manche von ihnen als Assistentinnen im städtischen, von der Gesellschaft geleiteten Museum arbeiteten. Beispielhaft kann hier Krista Jaschinski-Ehlers genannt werden, die nicht nur als begabte Zeichnerin bei den vom Verein durchgeführten Ausgrabungen tätig war, sondern sogar eigenständig wissenschaftliche Beiträge veröffentlichte.

Auch die Gesangsvereinigungen, die sich, Carl Friedrich Zelters Beispiel der 1809 gegründeten Berliner »Liedertafel« folgend, rasch verbreiteten, wurden von Männern dominiert. Ihr meist unbegleiteter Chorgesang, das volkstümliche, oft auch patriotische Liedgut und der bevorzugte vierstimmige Satz für zwei Tenor- und zwei Bassstimmen boten ihnen geradezu ideale Möglichkeiten, sich regelmäßig mit Gleichgesinnten zusammenzufinden und als Laiensänger auf relativ hohem Niveau öffentlich aufzutreten.

Demgegenüber standen die wenigen gemischten Chorvereinigungen in einem deutlich geringeren Ansehen – um von reinen Frauenensembles ganz zu schweigen. Zwar hatte der Komponist und Dirigent Carl Kloß (1792–1853) bereits im Jahre 1820 einen Gesangsverein für Männer- und Frauenstimmen gegründet; als Kloß 1832 nach Danzig ging, löste sich der Verein aber wieder auf und teilte damit das Schicksal vieler gemischter Chöre, deren Existenz in dieser Zeit häufig nicht von längerer Dauer war. Ungeachtet dieser Fluktuation boten solche Ensembles künstlerisch begabten, wenn nicht sogar ausgebildeten Frauen aus den bürgerlichen Kreisen die einzige und hochwillkommene Möglichkeit, ihre Begabung und musikalischen Fähigkeiten nicht nur im eigenen häuslichen Umfeld, sondern auch vor einem größeren Publikum zu präsentieren.

Dies galt beispielsweise für Juliane Harting (1817–1893), die Ehefrau von Ferdinand Gottlob Schichau, die vor der Heirat mit dem berühmten Ingenieur und Firmengründer Opernsängerin gewesen war, ihre Karriere nach der Eheschließung aber selbstverständlicherweise aufgeben musste. Diesen in ihrer Zeit unausweichlichen Verlust vermochte sie in einem gewissen Maße durch ihre Tätigkeit im Elbinger Gesangsverein zu kompensieren – sie war eines der ersten Mitglieder, wirkte auch aktiv im Vorstand und trat vor allem häufig als Solistin auf.

Für Juliane Schichaus Tochter Elisabeth (1854–1919) galten die gesellschaftlichen Konventionen und Zwängen demgegenüber nicht mehr in aller Strenge. Auch nachdem sie im Jahre 1876 Carl Heinz Ziese geheiratet hatte, der seinem Schwiegervater in der Leitung der Schichau-Werke nachfolgte, setzte sie ihre Konzerttätigkeit als vielbeachtete Pianistin fort und gastierte mit Soloprogrammen und in kammermusikalischen Besetzungen in vielen Städten des Reichs. Bei der Häufigkeit und Länge ihrer Tournées nahm sie aber auch Rücksicht auf die Erwartung der städtischen Gesellschaft, dass sie als Gattin des renommierten Unternehmers Ziese auch in Elbing stets hinlänglich präsent sein und sich für die Interessen der Bürger einsetzen konnte. Sie begründete Mitte der 1890er Jahre die Organisation der Abonnement-Konzerte und konnte berühmte Instrumentalisten ihrer Zeit wie Elly Ney und Joseph Joachim – auch als Gäste in ihrer repräsentativen Villa – für Konzerte gewinnen. Überdies richtete Elisabeth Veranstaltungen zur Förderung wohlthätiger Zwecke aus und gehörte nicht zuletzt im Jahr 1900 zu den Gründungsmitgliedern der Leipziger NEUEN BACHGESELLSCHAFT.



*Elisabeth Ziese am Flügel in ihrer Villa in Lärchwalde*

Frauen, die nicht zur oberen gesellschaftlichen Schicht gehörten, hatten in Elbing noch eine weitere, außergewöhnliche Chance, sich musikalisch zu betätigen, sofern sie Mitglied eines besonderen reinen Frauenchors werden konnten: In der Zigarren- und Tabakfabrik LOESER & WOLFF rekrutierte sich aus der allermeist weiblichen Mitarbeiterschaft ein Frauengesangsverein. Sein künstlerisches Wirken fand in der Stadt allerdings keine größere Resonanz, da er lediglich Feiern von Firmenjubiläen musikalisch umrahmen oder bei Festen der Unternehmerfamilien auftreten durfte.

**Diakonisches Handeln und emanzipatorisches Engagement** Das eigentliche, weil gleichsam »naturgegebene« Feld, auf dem Frauen sich zusammenfinden und zum Wohle der Gesellschaft einsetzen konnten, bildeten die regelrechten Frauenvereine. Sie wurden zu meist als Zweige von preußischen oder gesamtdeutschen Vereinen gegründet. So entstand der lokale VATERLÄNDISCHE FRAUENVEREIN bereits ein Jahr, nachdem er 1866 – ursprünglich mit dem Zweck, die im Deutschen Krieg verwundeten Soldaten zu pflegen – von der preußischen Königin Augusta gegründet worden war. In Elbing stand die Fürsorge für die Schützlinge der Taubstummschule sowie für diejenigen Menschen im Mittelpunkt, die durch die häufigen Hochwasser im Werder geschädigt wurden. Zur Finanzierung seiner Vorhaben organisierte der Verein, für den Kaiserin Auguste Victoria 1890 eine Ehrenschildherrschaft übernommen hatte, häufig, und zumeist in den Räumen der Elbinger Bürgerressource



*Jubiläumsurkunde anlässlich der »Stiftungs-Fejerei« des FRAUEN- UND JUNGFRAUENVEREINS DER WEIBLICHEN ANGESTELLTEN IN HANDEL UND GEWERBE*

»Bazare«, Wohltätigkeitsveranstaltungen. Durch das Sammeln von Geldspenden unterstützte er beispielsweise den Bau des 1904 errichteten städtischen Krankenhauses. Zudem bot er Kurse in Erster Hilfe sowie in der Säuglingspflege an und eröffnete in der Kastanienallee 1911 eine Kinderkrippe.

Aus einer patriotischen Perspektive heraus ergänzte der VATERLÄNDISCHE FRAUENVEREIN das Wirken kirchlicher Verbände, die Frauen einluden, sich der christlichen Mitverantwortung für den Nächsten zu stellen und soziale wie wohltätige Aufgaben zu übernehmen. Schon 1858 war in Elbing – als erster in der Provinz Preußen – der EVANGELISCHE FRAUEN- UND JUNGFRAUENVEREIN gegründet worden, der z. B. bedürftige Kinder zu Weihnachten besuchte oder Geldsammlungen zugunsten der evangelischen Mission durchführte. Neben dem diakonischen Aspekt bot auch er Frauen die Möglichkeit, in geselliger Weise zusammenzukommen. Diese Verknüpfung altruistischer Motive und eigener Interessen erwies sich als derart attraktiv, dass sich in vielen Gemeinden solche Vereine bildeten und die EVANGELISCHE FRAUENHILFE, die 1899 unter der Schirmherrschaft von Kaiserin Auguste Viktoria schließlich als reichsweiter Verband gegründet wurde, eine feste Größe des kirchlichen Lebens wurde.

Einer der wenigen Berufe, die Frauen aus bürgerlichen Kreisen im Rahmen der gesellschaftlichen Konventionen offenstanden und ihnen eine gewisse Selbstständigkeit ermöglichten, war zunächst vor allem derjenige der Lehrerin. Deshalb konnte sich in diesem Bereich bereits 1893 ein berufsständischer Verband, der ELBINGER LEHRERINNENVEREIN, gründen, der sich für die Weiterbildung sowie die materiellen Interessen seiner Mitglieder einsetzte, für sie aber auch »Unterhaltungsabende« veranstaltete. Der Verein sorgte überdies dafür, dass Lehrerinnen als »Kuratorinnen« Kinder aus dem Waisenhaus in ihre

Obhut nahmen; darüber hinaus richtete er 1898 einen Mädchenhort ein und förderte durch eigene Fachabteilungen das Musizieren (in der »Musikgruppe Elbing«) sowie das Turnen.

Die Bemühungen der bürgerlichen Frauenbewegung, den Geschlechtsgenossinnen neue Berufsfelder zu erschließen und ihre Position im Bildungswesen zu verbessern, richteten sich nachdrücklich darauf, das Gebiet der Wohlfahrtspflege zu professionalisieren. Dadurch sollten Frauen und Mädchen, die dieses Metier bislang nur laienhaft betrieben hatten, eine solide fachliche Ausbildung erhalten. So konstituierte sich auch in Elbing ein Verein FRAUEN IN SOZIALER ARBEIT, der beispielsweise Berufsberatungen für Krankenschwestern und Pflegerinnen anbot oder sich um die Vermittlung von Arbeitsstellen kümmerte.

Dass dem Kampf der Frauen um eine größere Teilhabe am Berufs- und Erwerbsleben um die Wende zum 20. Jahrhundert zunehmender Erfolg beschieden war, zeigt auch die 1902 vollzogene Gründung des FRAUEN- UND JUNGFRAUENVEREINS DER WEIBLICHEN ANGESTELLTEN IN HANDEL UND GEWERBE, dem sechs Jahre später bereits 150 Mitglieder angehörten und der sich ebenfalls für die spezifischen beruflichen, wirtschaftlichen und sozialen Interessen seiner Klientel einsetzte. Dazu gehörten nun z. B. auch Beratungen in rechtlichen Fragen oder das Aushandeln von Preisermäßigungen für Billetts zu Vortrags- oder Vergnügungsveranstaltungen.

Nach den Verbänden, die sich noch auf einzelne Berufsgruppen beschränkten, gründete sich im Jahre 1907 schließlich auch eine Elbinger Sektion des VEREINS FRAUENWOHL, der 1888 in Berlin von Minna Cauer (1841–1922) ins Leben gerufen worden war, sich seitdem im ganzen Reichsgebiet ausbreitete und für die prinzipielle Gleichberechtigung von Frauen in allen Lebensbereichen eintrat. Diese Organisation bündelte die Bemühungen der Frauenbewegung um grundsätzliche soziale Veränderungen und Reformen des Bildungswesens, übte an gesellschaftlichen Verkrustungen und Missständen deutliche Kritik und stärkte das Selbstbewusstsein und die Orientierungsfähigkeit der Mitglieder durch die Vermittlung juristischen und staatsbürgerlichen Wissens.

Während es zuvor darum gegangen war, wenige sich bietende Freiräume behutsam zu erweitern, gewannen die emanzipatorischen Tendenzen nun auch in Elbing klare Konturen und vermochten im politischen Raum eine eigenständige Dynamik zu entfalten. Dass sich von hier aus die Perspektive auf eine tatsächliche Partizipation von Frauen öffnete, zeigt das Beispiel der Elbingerin Ella Carstenn, der Mutter des namhaften Historikers Edward Carstenn (1886–1957), die sich auf vielfältige Weise zivilgesellschaftlich engagierte sowie den Vorsitz im Lehrerinnenverein gleichwie im VEREIN FRAUENWOHL übernommen hatte – und schließlich eine der ersten Frauen war, die in den Magistrat ihrer Heimatstadt einzogen.



FOTO: F. SURAND

*Ella Carstenn (Aufnahme aus dem Jahre 1906)*

st Joanna Szkolnicka

# ANNA WALENTYNOWICZ (1929—2010)

*Es sind wohl widerspenstige und stachlige Dornen um dich,  
und du wohnst unter Skorpionen;  
aber du sollst dich nicht fürchten vor ihren Worten  
und dich vor ihrem Angesicht nicht entsetzen –  
denn sie sind ein Haus des Widerspruchs.*

Hesekiel 2,6 (LU17)

## Eine Danzigerin im »Haus des Widerspruchs«

**D**ass das Ende der Volksrepublik – und mithin auch die grundstürzende politische Wende der Jahre 1989/90 – in Danzig begann, gehört ebenso zum historischen Grundwissen der Gegenwart wie der Name des SOLIDARNOŚĆ-Führers Lech Wałęsa, der diese Entwicklung kraftvoll angestoßen hat. Dabei darf aber die Rolle, die Anna Walentynowicz innerhalb dieser Vorgänge gespielt hat, keinesfalls unterschätzt werden. Die Energie und Striktheit, mit denen sie sich schon seit den frühen 1950er Jahren für die Rechte der Arbeiter engagierte und sich gegen die Willkür der Vorgesetzten wandte, hatten ihr als unbestechlicher Kollegin auf der LENIN-WERFT ein hohes Ansehen verschafft. Sie konnte deshalb zu einer allgemein respektierten Mitinitiatorin der Arbeitsniederlegungen werden und gewann – um nichts weniger als Lech Wałęsa – eine überragende Bedeutung für die Gründung und die Programmatik der polnischen Gewerkschaftsbewegung.

Ihre rigorose Vorstellung von moralischer Integrität, die es ihr nahezu unmöglich machte, einen irgend gearteten Kompromiss einzugehen, sowie das Bedürfnis, über fraglos gültige Werte zu verfügen, an denen sie sich orientieren konnte, lassen sie zum einen in ihrem Verhalten häufig als schroff und brüskierend



Anna Walentynowicz  
(Aufnahme aus dem Dezember 2005)

erscheinen und machen zum anderen verstehbar, warum sie sich zunächst für die Ideologie des kommunistischen Staates einsetzte, sich danach zu den emanzipatorischen Zielen der SOLIDARNOŚĆ bekannte und schließlich strikt ihren katholischen

Glauben und die nationalistischen Ideen der PiS, der Partei PRAWO I SPRAWIEDLIWOŚĆ [Recht und Gerechtigkeit], ins Zentrum ihres Denkens und Handelns rückte.

In ihrer »Rücksichtslosigkeit« (auch gegen sich selbst) verfügte Anna Walentynowicz offenbar über die Fähigkeit, sich gegen starke feindliche Kräfte, gegen vielfältige Ungerechtigkeiten, aber auch gegen Intrigen und Korruption zur Wehr zu setzen und dadurch in besonderem Maße die mannigfachen Widersprüche ihrer Zeit hervortreten zu lassen. Ihr Schicksal vermag somit exemplarisch für die Nachkriegsgeschichte des Landes an der unteren Weichsel stehen und verdient es, hier zumindest in seinen Grundzügen in Erinnerung gebracht zu werden.

### TIEFGREIFENDE KORREKTUREN DER EIGENEN BIOGRAPHISCHEN ERZÄHLUNG

**Zehn Jahre nach ihrem Tod ist in Polen** eine neue, mehr als 500 Seiten umfassende Biographie erschienen, die durch ihre große Rechercheleistung besticht und die – nach dem Urteil des Historikers Manfred Mack – alsbald auch in einer deutschen Übersetzung vorgelegt werden sollte. In seiner Stellungnahme für das DEUTSCHE POLEN INSTITUT hebt Mack hervor, dass es den Autoren gelänge, das Bild einer Frau »mit all ihren Stärken und Schwächen und ihrer tragischen Verstrickung in die polnische Geschichte des 20. Jahrhunderts« zu zeichnen. Bei der Sichtung unzähliger Quellen hätten sie brisante Informationen aufgedeckt, die sie einer abwägenden Bewertung unterzögen. Dass dabei auch tiefgreifende Korrekturen der bislang als authentisch tradierten biographischen Erzählungen nicht ausblieben, verdeutlicht Manfred Mack an dem folgenden, eklatant zu nennenden Beispiel:

*In Wirklichkeit wurde sie in einer protestantischen, ukrainischen Familie geboren, der Vater kämpfte in der Roten Armee und wurde dafür ausgezeichnet, der Bruder kämpfte gegen die Polen in der Ukrainischen Aufständischen Armee UPA. Ihre Familie wurde auch nicht ausgelöscht, am Ende ihres Lebens besuchte sie ihre noch lebende Schwester und andere Verwandte in der Ukraine.*

Zugleich gibt Mack für diese massiven Neumodellierungen des eigenen Lebenswegs eine durchaus nachvollziehbare Begründung:

*Angeichts des belasteten ukrainisch-polnischen Verhältnisses ist es nicht verwunderlich, dass sie all dies vor der Öffentlichkeit verschwieg. In ihrem nationalistisch-klerikalen Milieu ihrer letzten Lebensjahre hätte sie das diskreditiert. So wie es sie auch diskreditiert hätte, wenn in diesen Kreisen bekannt geworden wäre, dass sie nach 1945 nach ihren schlimmen Erfahrungen als Magd in einer polnischen Familie, die sie einerseits gerettet, aber andererseits auch*

*ausgebeutet hat, sich mit Enthusiasmus zu dem neuen sozialistischen Polen bekannte und sich in sozialistischen Jugend- und Frauenorganisationen betätigte.* **DW**

→ [www.deutsches-polen-institut.de/blog/anna-sucht-das-paradies-anmerkungen-zu-einer-neuen-biographie-ueber-anna-walentynowicz-und-den-40-jahrestag-der-entstehung-der-solidarnosc](http://www.deutsches-polen-institut.de/blog/anna-sucht-das-paradies-anmerkungen-zu-einer-neuen-biographie-ueber-anna-walentynowicz-und-den-40-jahrestag-der-entstehung-der-solidarnosc)



Dorota Karaś,  
Marek Sterlingow

**Walentynowicz.  
Anna szuka raję**

[Walentynowicz.  
Anna sucht das Paradies]

Kraków: Znak, 2020

**EINE ARBEITERIN AUF DER LENIN-WERFT** Nach der bis 2020 gültigen Version ihrer Biographie wird Anna Lubczyk 1929 in Równe (Ostpolen, heute Ukraine) in eine arme katholische Bauernfamilie hineingeboren. Als sie zehn Jahre alt ist, beginnt der Zweite Weltkrieg. In den ersten Kriegstagen fällt ihr Vater, ihre Mutter stirbt kurz darauf, ihr Bruder wird in die Sowjetunion deportiert. Auf sich gestellt, muss das Kind die Schule verlassen und als Magd dienen: Bei wenig Nahrung und vielen Schlägen arbeitet sie von vier Uhr morgens bis tief in die Nacht.

Bei Kriegsende 1945 werden die Polen aus Równe vertrieben, Anna kommt mit der Bauernfamilie nach Danzig. Wegen der ständigen Misshandlungen verlässt sie ihre Peiniger schließlich. Sie arbeitet als Kindermädchen – wo sie erstmals menschlich behandelt wird – und als Packerin in einer Margarinefabrik. Ab November 1950 gehört sie zur LENIN-WERFT, in der sie (mit Unterbrechungen) über 30 Jahre lang, bis 1991, tätig sein wird. Nach einem Lehrgang arbeitet Anna als Elektroschweißerin. 1952 wird ihr Sohn geboren – sie zieht das Kind allein auf.

Anna ist eine Vorzeigarbeiterin, fleißig, gewissenhaft, zuverlässig. Sie ist gesellschaftlich stark engagiert. Sie erhält viele Ehrungen und Auszeichnungen, aber ihr ausgeprägter Sinn für Gerechtigkeit sowie ihr Mut bringen ihr viel Ärger ein: Bereits 1953 wird sie zum ersten Male verhaftet und verhört, weil sie dagegen protestiert hat, dass Männer, wenn sie den Plan übererfüllen, höhere Prämien als Frauen erhalten.

1964 heiratet sie Kazimierz Walentynowicz, der als ihre große Liebe bezeichnet wird. Ab Juni 1966 arbeitet Anna als Kranführerin, soll 1968 aber entlassen werden, weil sie ein Mitglied der Geschäftsleitung kritisiert hatte, das Gelder der Arbeiter verspielt hatte. 65 Werftarbeiter unterschreiben einen Protest, und so wird sie »nur« in eine andere Abteilung strafversetzt.

Im Dezember 1970 kommt es aufgrund der schlechten Lebensbedingungen in Polen zu Streiks, und Anna Walentynowicz wird ins Danziger Streikkomitee gewählt. Der Staat antwortet mit Gewalt: Laut offiziellen Angaben fordern die Unruhen 49 Todesopfer. In dieser Zeit muss Anna Walentynowicz den Glauben an die Staatsorgane verloren haben. Nach den Massakern nimmt sie Kontakt zu den Arbeitern auf, die damals für sie Unterschriften gesammelt hatten. Sie treffen sich heimlich in privaten Wohnungen. Annas Popularität schützt sie vorerst vor Repressalien, doch 1971 steht sie wieder auf der Entlassungsliste. Die Chefs versuchen, sie zu isolieren, sie darf nur noch festgelegte Bereiche betreten, muss Leibesvisitationen ertragen und darf nicht mit anderen Arbeitern sprechen.

Mitte der 1970er Jahre wird bei Anna Krebs festgestellt, den sie überlebt, während ihr Mann aber an der gleichen Krankheit stirbt.

In den nächsten Jahren bilden sich bereits Komitees, die auf gewerkschaftliche Aktivitäten hinzielen. Ab 1978 ist Anna auch als Redakteurin einer unabhängigen Zeitung tätig.

**SOLIDARNOŚĆ** Im Juli 1980 beginnt die Regierung neuerlich, die Normen zu erhöhen und Druck auf die Arbeiterschaft auszuüben. Überdies wird Anna Walentynowicz Anfang August widerrechtlich nur fünf Monate vor Erreichen des Rentenalters entlassen, weil sie öffentlich für bessere Arbeitsbedingungen eingetreten war, und obwohl ein Gericht die Kündigung für unrechtmäßig befindet, wird sie nicht weiterbeschäftigt. Das ist das Signal für die Betriebsräte und Gewerkschafter, in der LENIN-WERFT den Streik auszu-



*Lech Wałęsa und Anna Walentynowicz (3. und 4. v. r.) im August 1980 während eines Gottesdienstes auf der Danziger LENIN-WERFT*

rufen. Er beginnt am 14. August, und viele Betriebe schließen sich ihm aus Solidarität an. Gefordert werden vor allem die Wiedereinstellung der Kollegin – sowie des schon 1976 entlassenen Lech Wałęsa –, finanzielle Verbesserungen sowie Sicherheitsgarantien für die Streikenden.

Schon am 16. August kommt es zu einer Übereinkunft mit der Direktion, bei der nahezu alle Forderungen erfüllt werden sollen; Lech Wałęsa, der sich zum Wortführer gemacht hat, erklärt den Streik für beendet. Anna Walentynowicz und die Krankenschwester Alina Pieńkowska sorgen aber dafür, dass der Streik im Interesse der anderen Betriebe solidarisch fortgesetzt wird.

In der Nacht zum 17. August gründen Anna Walentynowicz, Lech Wałęsa und Vertreter verschiedener Berufsgruppen schließlich das »Überbetriebliche Streikkomitee«, das nun eine Liste mit Forderungen erarbeitet und der Danziger Parteileitung präsentiert. Jetzt geht es bereits um die Zulassung freier Gewerkschaften sowie zahlreiche andere bürgerliche Freiheiten: das Streikrecht, die Rede-, Presse-, Meinungs- und Gewissensfreiheit, um regelmäßige und unverkürzte Informationen über die sozioökonomische Situation des Landes und um etliche soziale Verbesserungen. Nach 14-tägigen Auseinandersetzungen und Verhandlungen stimmt die polnische Regierung den Forderungen zu und unterzeichnet am 31. August die Vereinbarung. Danach formiert sich der »Unabhängige Selbstverwaltete Gewerkschaftsbund« (*Niezależny Samorządny Związek Zawodowy*) **SOLIDARNOŚĆ**; er wird zum Sammelbecken der oppositionellen Kräfte Polens.

Die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei verliert rasch an Einfluss; den weiteren Prozess übersteht aber auch die neue Gewerkschaft nicht unbeschadet – zu heterogene Ansichten treffen hier aufeinander; zudem bedient sich der zum Vorsitzenden gewählte Lech Wałęsa immer öfter autoritärer Methoden, um seine Vorstellungen durchzusetzen. Diese Konflikte nehmen weiter zu, so dass führende Gewerkschafter, darunter auch Anna Walentynowicz, am 22. November aus der Danziger Regionalleitung ausscheiden.

**KRIEGSRECHT IN POLEN** Als die polnische Regierung am 13. Dezember 1981 das Kriegsrecht ausruft, weilt Anna Walentynowicz zufälligerweise an einem sicheren Ort in Südpolen. Trotzdem kehrt sie zur Werft zurück, um sich am wohlgeleitetem gewaltlosen Widerstand zu beteiligen. Sie ist Mitorganisatorin eines Streiks, die Protestierenden bauen Barrikaden, eine Krankenstation wird eingerichtet.

Am 16. Dezember beginnen die »Motorisierten Reserven der Bürgermiliz« (ZOMO) am frühen Morgen, in die Werft einzudringen. Anna will sich vor die Arbeiter stellen, wird von ihnen aber daran gehindert. Sie versteckt sich in einer Privatwohnung, wird von der ZOMO dort jedoch aufgespürt und verhaftet.

Nach sechsmonatiger Haft meldet sie sich im Juni 1982 auf ihrer Arbeitsstelle zurück, weigert sich, die ihr zustehende Rente in Anspruch zu nehmen und wird zwei Monate später beurlaubt. Ohne sich entmutigen zu lassen, gibt sie in dieser Zeit westlichen Korrespondenten Interviews und trifft sich mit Anhängern und Mitstreitern.

Ab dem 30. August 1982 gerät sie gänzlich ins Visier der Staatsmacht. Sie wird wieder verhaftet, illegale Publikationen werden beschlagnahmt und noch während ihrer Haft wird ihr von der LENIN-WERFT gekündigt. Im März 1983 steht sie wegen der Mitorganisation des Streiks vom Dezember 1981 vor Gericht. Sie wird zu einer Bewährungsstrafe von einem Jahr und drei Monaten Haft sowie einer Geldstrafe verurteilt, aber schon im Dezember 1983 ist sie wegen einer neuerlichen Protestaktion wieder in Haft. Anfang April 1984 entlässt man sie aufgrund ihres schlechten Gesundheitszustandes; inzwischen ist sie aber ihrer Existenzgrundlagen beraubt: Sie darf ihre Arbeit nicht wiederaufnehmen, erhält aber auch keine Rente und hat ihren ganzen Besitz verloren, weil ihre Wohnung während ihrer Zeit im Gefängnis leergeräumt worden ist. Überdies wird sie in der Folgezeit noch mehrfach für jeweils 48 Stunden festgenommen: Dies ist ein häufig angewandtes, gesetzlich erlaubtes Mittel der Behörden, mit dem sie unliebsame Oppositionelle willkürlich schikanieren können.

Gleichwohl lässt Anna Walentynowicz in ihrem Kampf nicht nach. So organisiert sie, nachdem der Kaplan Jerzy Popiełuszko im Oktober 1984 von Sicherheitskräften brutal ermordet worden war, einen 194 Tage dauernden Hungerstreik gegen die Einführung des Kriegsrechts und zum Schutz der politischen Gefangenen. Ihre Aktivitäten sind nun aber schon kaum noch mit den Interessen der SOLIDARNOŚĆ koordiniert.

**NACH DER POLITISCHEN WENDE** Mit dem Warschauer »Runden Tisch«, an dem von Februar bis April 1989 verhandelt wird, setzt die Umwandlung des Staates hin zu demokratischen und marktwirtschaftlichen Strukturen ein. Am 9. Dezember 1990 wird Lech Wałęsa zum Staatspräsidenten gewählt, die SOLIDARNOŚĆ tritt in die Regierung ein, spaltet sich dann allerdings auf und verliert letztlich jeden politischen Einfluss. Eine der schärfsten Kritikerinnen dieser Gruppierungen ist Anna Walentynowicz. Im Jahr 1993 kandidiert sie bei den Wahlen zum Sejm für die Danziger Liste *Otwarta Kampania Niezależnych – Poza układem* [Offene unabhängige Kampagne – außerhalb des Abkommens], die sich dezidiert antikommunistisch positioniert, sich aber auch gegen die von Leszek Balcerowicz propagierte liberale Öffnung der Märkte oder die Annäherung an die Europäische Union aussprach. Diese Liste blieb allerdings ohne irgendeinen politischen Einfluss.

In zunehmendem Maße entfremdet sich die Gewerkschafterin von den früheren Weggenossen, insbesondere von Lech Wałęsa.



Denkmal für Anna Walentynowicz in Danzig-Langfuhr

Sie weigert sich strikt, an Versammlungen der SOLIDARNOŚĆ teilzunehmen und leistet auch den Einladungen der DANZIGER WERFT zu den Jahresversammlungen 1995 und 1998 keine Folge mehr. Ihre Ansichten sind charakteristisch für eine ganze Gruppe früherer Mitbegründer und Funktionäre der SOLIDARNOŚĆ, die nach dem »Runden Tisch« aus der Gewerkschaftselite ausgeschieden sind und denen nun vorgeworfen wird, sie hätten den Anschluss an die neue Realität verpasst.

Kompromisslos lehnt Anna Walentynowicz im Jahre 2000 die Ehrenbürgerwürde der Stadt Danzig ab und weist 2003 auch die Ehrenpension zurück, die ihr Ministerpräsident Marek Belka zuerkennen will. Sie erstreitet für die Verfolgungen in den 1980er Jahren lediglich eine Entschädigung in

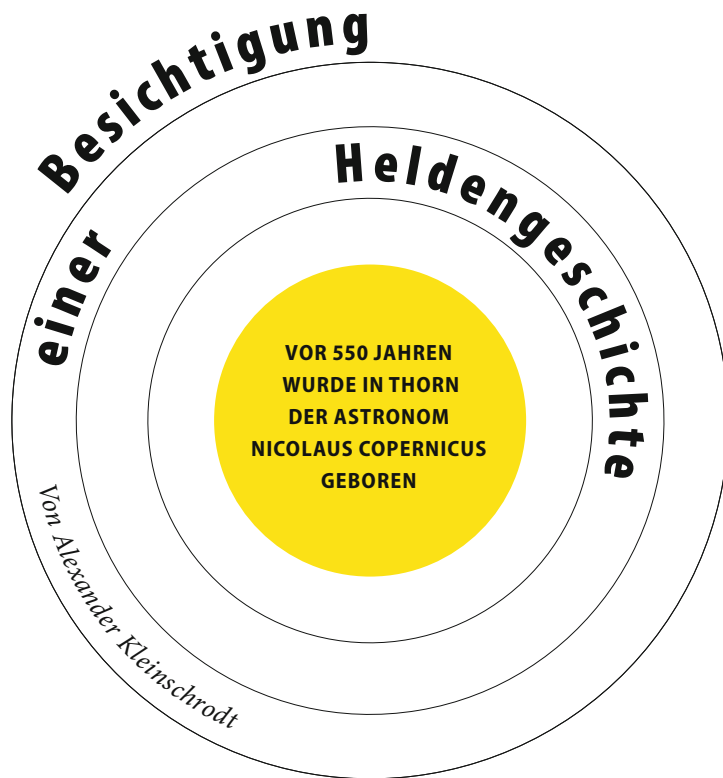
Höhe von 70.000 Złoty. Wie berechtigt diese Zahlung ist, erweist sich 2006: Zu diesem Zeitpunkt enthüllt das »Danziger Institut für Nationales Gedenken«, dass Anna Walentynowicz zeitweise von mehr als einhundert offiziellen und verdeckten Ermittlern des Geheimdienstes observiert wurde und dass 1981 sogar geplant war, sie zu vergiften. Aus anderen Geheimdienstunterlagen geht überdies hervor, dass gezielt Lügen verbreitet wurden, um unter den SOLIDARNOŚĆ-Mitgliedern Unfrieden zu stiften.

Im Unterschied zu diesen Auszeichnungen ist Anna Walentynowicz 2005 durchaus bereit, aus der Hand des amerikanischen Präsidenten George W. Bush die *Truman-Reagan Medal of Freedom* entgegenzunehmen; und sie akzeptiert ebenfalls, dass ihr der polnische Präsident Lech Kaczyński am 3. Mai 2006 die höchste Auszeichnung der Republik, den »Orden vom Weißen Adler« verleiht.

Anna Walentynowicz's Leben ist zunächst 2002 (in einem Dokumentarfilm von Sylke Rene Meyer) und 2007 in einem Spielfilm von dem Volker Schlöndorff (*Strajk – Die Heldin von Danzig*) sogar zum Film-Sujet geworden. – In ihren letzten Lebensjahren wandelt sich die frühere Rebellin – national gesonnen und als gläubige Katholikin – zu einer konservativen Repräsentantin des Staates. Deshalb wird sie im Jahr 2010 eingeladen, gemeinsam mit dem Staatspräsidenten Lech Kaczyński und zahlreichen hochrangigen Personen aus Polens Staats-, Armee- und Wirtschaftsführung an einer polnischen Gedenkfeier für die Opfer des Massakers von Katyn teilzunehmen. Auf dem Hinflug – am 10. April – stürzte die Maschine ab, und Anna Walentynowicz kommt mit allen anderen 95 Flugzeuginsassen ums Leben. – Diesen Tod kommentiert Joanna Duda-Gwiazda, die mit ihrem Mann Andrzej zu den wenigen alten Mitstreitern gehört, die die Verbindung zu Anna Walentynowicz gehalten hatten, 2017 in einem Interview mit folgenden Worten:

*Sie ist mit ihrem geliebten Präsidenten gestorben, als sie zu Ehren der Opfer von Katyn geflogen ist, das heißt, in einer staatlichen Mission, einer Regierungsmission, einer polnischen Mission, und dass dieser Tod in gewisser Weise symbolisch ist. Dass sie so ein letzter Stempel in ihrem Lebenslauf ist.*

st Almut Nitzsche



**Dass es Copernicus war, der die Erde »aus dem Mittelpunkt des Universums vertrieben« hat, gilt als Teil der Allgemeinbildung. Zu seinem Leben und seiner Arbeit sind nach rund zweihundert Jahren intensiver Forschung viele Fakten bekannt. Dafür drängen sich inzwischen neue Fragen auf: Welches Wissen hat die Gesellschaft von der Wissenschaft und deren Geschichte? Und welche Bedeutung erhielt Copernicus in den Jahrhunderten nach seinem Tod zugeschrieben?**

**EINE FIGUR DER WELTGESCHICHTE** Zumindest in einem Punkt sind sich bei diesem Thema nahezu alle einig: Der Astronom Nicolaus Copernicus, geboren am 19. Februar 1473 in Thorn im Königlichen Preußen, ist eine Figur der Weltgeschichte. Copernicus begründete den Heliozentrismus, er setzte die Sonne in den Mittelpunkt unseres Planetensystems, den man bis dahin in Europa genauso wie im Nahen Osten und in China selbstverständlich der Erde eingeräumt hatte. In der Bibel, im Psalm 104,5, heißt es: »Du hast die Erde auf Pfeiler gegründet, in alle Ewigkeit wird sie nicht wanken.« Doch Copernicus beschrieb die Erde als einen bewegten Himmelskörper, der die Sonne umkreist, obwohl diese Bewegung mit den menschlichen Sinnen nicht direkt wahrgenommen werden kann. So wurde es ihm möglich, alle die »scheinbar so verschiedenen Bewegungen am Himmel« nur »durch die Bewegungen der Erde« zu erklären, wie er in dem sogenannten *Commentariolus* darlegte, einer kleinen, zu seinen Lebzeiten unveröffentlichten Schrift, von der erst Ende des 19. Jahrhunderts Kopien entdeckt wurden.



*Copernicus-Porträt des Danziger Kupferstechers Jeremias Falck aus dem 17. Jahrhundert. Alle bekannten Darstellungen des Astronomen sind erst nach dessen Tod entstanden. (Wellcome Collection, Nr. 20691)*

Heute, im Zeitalter der Globalisierung und der Raumfahrt, scheint Copernicus präsenter zu sein denn je: Porträts des frühneuzeitlichen Gelehrten, der im Jahr 1543 gestorben ist, finden sich in vielen Staaten auf Briefmarken oder Münzen. Im Jahr 2010 erhielt das chemische Element mit der Ordnungsnummer 112 im Periodensystem den Namen »Copernicium«, und seit einiger Zeit wird die Erde von den Satelliten des europäischen Copernicus-Programms umkreist. Zum 550. Geburtstag des bahnbrechenden Astronomen sind in diesem Jahr zahlreiche Veranstaltungen und Medienbeiträge zu erwarten.

**DER HISTORISCHE RAHMEN** Doch wer oder was wird hier eigentlich gefeiert? Was hat Copernicus tatsächlich geleistet? Wie wurden seine wissenschaftlichen Ergebnisse im 16. Jahrhundert aufgefasst? Um hier zu Antworten zu kommen, braucht es eine genauere Betrachtung, die dann aber häufig quersteht zum populären Copernicus der Weltgeschichtsschreibung. Ein Beispiel dafür lieferte der Theologe Joseph Ratzinger, der spätere Papst Benedikt XVI., während seiner Zeit an der Universität Regensburg. 1969 setzte er sich in einem noch heute lesenswerten Artikel mit dem Verhältnis von Schöpfungsglauben und modernen Naturwissenschaften auseinander. Copernicus sah Ratzinger hierbei – ebenso wie Charles Darwin, den Begründer der Evolutionstheorie – als verantwortlich für »eine Revolution des Weltbildes«: Mit ihr habe er nicht nur die Erde entthront, sondern auch »die Dimensionen des Weltalls immer mehr ins Grenzenlose« erweitert.

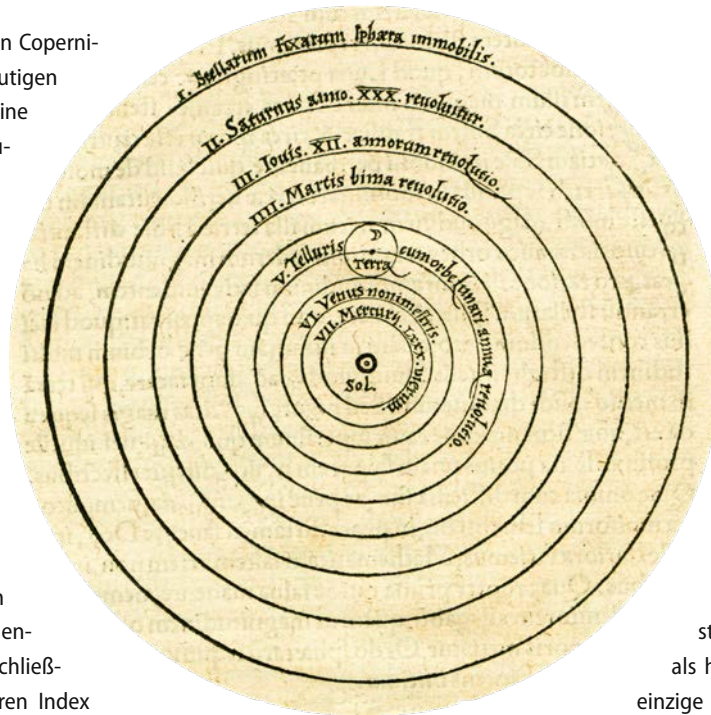
Doch das ist so nicht richtig. Zwar erfand Copernicus gewissermaßen das Sonnensystem in der heute bekannten Form, jenseits davon aber blieb er beim tradierten Wissen seiner Vorgänger: Die Planeten sollten laut dieser Lehre von einer Kugelschale umgeben sein, an der sich alle Sterne befänden und mit der der Kosmos abgeschlossen sei. Von Grenzenlosigkeit kann also keine Rede sein. Die Idee eines extrem ausgedehnten Universums, wie es die heutige Astrophysik beschreibt, drängte sich zur Zeit von Copernicus ohnehin nicht auf. Fernrohre kamen erst nach 1600 in Gebrauch, so dass ihm ausschließlich die sogenannte »freiäugige Beobachtung« ohne optische Hilfsmittel möglich war. Unter besten Bedingungen hätte Copernicus so am Himmel der Nordhalbkugel rund 3.000 Sterne erkennen können, die man gedanklich wohl noch recht gut in einer umgrenzten Welt unterbringen konnte. Tatsächlich werden für ihn noch deutlich weniger Sterne sichtbar gewesen sein. In seiner Schrift *De Revolutionibus Orbium Coelestium* (Über die himmlischen Umschwünge), mit der er das heliozentrische Modell an die Öffentlichkeit brachte, beklagte sich Copernicus über das Wetter im ermländischen Küstenort Frauenburg, wo er den größten Teil seines Lebens verbrachte: Die häufigen Nebel über dem Frischen Haff hätten ihm die Arbeit schwerer gemacht als den antiken Astronomen, die in trockeneren Regionen hätten arbeiten dürfen.

Ob Copernicus tatsächlich das Weltbild der katholischen Kirche auf den Kopf gestellt hat, wie noch heute immer wieder behauptet wird, kann man bezweifeln. Copernicus selbst war ein Mann der Kirche; in seinem Dienst als Kanoniker des ermländischen Domkapitels erwarb er sich großes Ansehen. Zwischen seiner neuen Kosmologie und den Lehren der Kirche bestand für Copernicus kein Widerspruch. Dass *De Revo-*

lutionibus erst 1543, im Todesjahr von Copernicus, veröffentlicht wurde, ist der heutigen Forschung zufolge eher nicht auf eine Angst vor der Inquisition zurückzuführen. Der amerikanische Astronom und Copernicus-Spezialist Owen Gingerich geht vielmehr davon aus, dass Copernicus sein Modell möglichst weit perfektionieren wollte, um sich nicht durch anfechtbare Annahmen vor der Gelehrtenwelt zu blamieren. In Rom hatte man noch über Jahrzehnte keinen eindeutigen Standpunkt zur kopernikanischen Lehre. Das änderte sich erst mit dem Konflikt um Galileo Galilei, in dessen Zusammenhang die katholische Kirche 1616 schließlich auch *De Revolutionibus* auf ihren Index verbotener Schriften setzte.

Das alles zeigt: Die Begeisterung über Nicolaus Copernicus ist nur mit etwas Vorsicht zu genießen. Die Astrophysikerin Sibylle Anderl, die bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* das Wissenschaftsressort leitet, sieht Copernicus als den Protagonisten einer immer wieder neu erzählten »Heldengeschichte«, in der sich viele Menschen wiederfinden könnten. Doch »das Bild, das man sich von den großen historischen Wissenschaftlern macht, hat mit den historischen Fakten meist wenig zu tun«, sagt Anderl: Die unübersichtlichen Kontexte der jeweiligen Zeit würden tendenziell ausgeblendet, stattdessen prägten unvermeidlicherweise die Interessen der Gegenwart den Blick in die Vergangenheit.

**HELDENGESCHICHTEN DER ERINNERUNGSKULTUR** Auf diese Weise werden zu einer historischen Persönlichkeit wie Copernicus nach und nach neue Verknüpfungen hergestellt – ein Prozess, den man als die Formierung einer »Erinnerungskultur« verstehen kann. Im Fall von Copernicus



Gilt als die erste Darstellung des Sonnensystems: Diagramm aus der Schrift *De Revolutionibus*, die erst kurz vor dem Tod von Copernicus im Jahr 1543 im Druck erschien

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK TORUN, SIG. POL.6.III.142

trat hierbei für lange Zeit eine einzelne Frage stark in den Vordergrund, die mit Astronomie wenig zu tun hatte: War Copernicus Pole oder Deutscher? Von heute her erscheint diese Frage falsch gestellt, nicht nur weil sie in einem vereinten Europa vielleicht gar nicht so wichtig sein müsste; vielmehr gab es zur Zeit von Copernicus keine Nationalstaaten im modernen Sinne, mit einer als homogen angesehenen und nur eine einzige Landessprache sprechenden Bevölkerung. Copernicus entstammte einer deutschsprachigen Kaufmannsfamilie, er wuchs auf in der Stadtrepublik Thorn, die sich als Teil des königlichen Preußen freiwillig der polnischen Krone unterstellte, und beherrschte selbstverständlich auch die polnische Sprache. Das Fürstbistum Ermland mit Copernicus' späterem Wohnort Frauenburg war ebenfalls an das Königreich Polen angebunden.

Dennoch nahm in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Konflikt um die Nationalität des Copernicus Fahrt auf. Nach der Zweiten Teilung Polens Ende des 18. Jahrhunderts gehörten die Städte Thorn und Frauenburg zum Königreich Preußen der Hohenzollern, lagen in den Provinzen West- beziehungsweise Ostpreußen. Polen dagegen gab es als Staat nicht mehr, weshalb sich die nun in Russland, Preußen und der Habsburgermonarchie lebenden Polen ihrer eigenen Identität zu vergewissern suchten. Dabei fiel der Blick auf die Geschichte – und naheliegenderweise auch auf Nicolaus Copernicus. Für den Gelehrten aus dem alten Preußenland bürgerte sich in der polnischsprachigen Öffentlichkeit die Namens-

schreibweise Mikołaj Kopernik ein, er wurde zu einem Merkmal im kollektiven Gedächtnis der Polen, so dass auch das Bedürfnis nach einem greifbaren Erinnerungsort entstand. Im Jahr 1830 kam es zur Aufstellung des Copernicus-Denkmal in Warschau. Den Entwurf lieferte der dänische Künstler Bertel Thorvaldsen, die Inschrift auf dem Sockel brachte auf Lateinisch »den Dank des Vaterlandes« an Copernicus zum Ausdruck – des polnischen natürlich, wie eine zweite Inschrift auf Polnisch zu verstehen gab: »Dem Nicolaus Copernicus von seinen Landsleuten«.



Im Dombezirk in Frauenburg verbrachte Nicolaus Copernicus den Großteil seines Lebens. Mit Ausnahme seiner Studienzeit in Italien hat er keine Reise unternommen, die über das Gebiet der späteren Provinzen West- und Ostpreußen hinausführte.

Ein deutscher Zugriff auf Copernicus ließ nicht lange auf sich warten, er bildete sich ebenfalls erst mit dem entstehenden Nationalbewusstsein heraus. In der vom bayerischen König Ludwig I. in Auftrag gegebenen Walhalla bei Regensburg, gedacht als Ruhmeshalle einer als Staat noch nicht bestehenden deutschen Nation, war seit der Eröffnung im Jahr 1842 auch eine Copernicus-Büste zu sehen, die der Berliner Bildhauer Johann Gottfried Schadow angefertigt hatte. In Thorn hatte sich wenige Jahre zuvor ein »Copernicus-Verein« zur Aufstellung eines Denkmals gegründet. Er erreichte sein Ziel im





Innerhalb einer Reihe von Werken, die zentrale Momente in der Geschichte Polens repräsentieren, malte Jan Matejko (1838–1893) das großformatige Gemälde Astronom Mikołaj Kopernik czyli rozmowa z Bogiem [Der Astronom Nikolaus Kopernikus – oder: Gespräch mit Gott]. Das Kunstwerk mit den Maßen 225 × 315 cm entstand im Jahr 1873 aus Anlass des 400. Geburtstags von Nicolaus Copernicus.

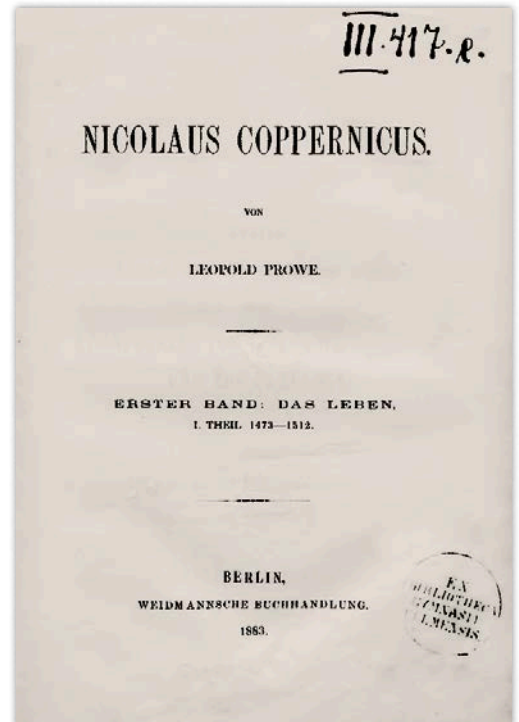


ABB.: MUZEUM UNIWERSYTETU JAGIELLONSKIEGO, KRAKAU, VIA WIKIMEDIA COMMONS

Jahr 1853, als an einer Ecke des Thorner Rathauses ein bronzenes Copernicus-Standbild nach einem Entwurf von Christian Friedrich Tieck errichtet wurde. Im Gegensatz zu seinem Pendant in Warschau kam das Thorner Denkmal noch ohne einen Hinweis auf eine Nationalität des Copernicus aus.

Aus dem Thorner Denkmalkomitee war nach der Erfüllung seines Zweckes der »Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst zu Thorn« hervorgegangen. Zur treibenden Kraft des Vereins wurde der Gymnasiallehrer Leopold Prowe, der 1883/84 eine zweibändige Copernicus-Biographie vorlegen konnte. Die umfangreichen Bände waren eine bemerkenswerte wissenschaftliche Errungenschaft. Der preußische Kultusminister hatte Prowe »nicht nur die nötige Muße, sondern auch die erforderlichen Geldmittel« gewährt, um unter anderem in Schweden Archivstudien zu betreiben, wohin viele Dokumente zum Leben von Copernicus im 17. Jahrhundert gelangt waren. Prowes Arbeit gilt, wie der Münchener Wissenschaftshistoriker Andreas Kühne anmerkt, »bis heute als das Standardwerk der Copernicus-Biographik«, das sich zudem durch »den liberalen, keiner nationalen oder konfessionellen Ideologie verpflichteten Standort des Autors« auszeichne.

*Der Thorner Lehrer Leopold Prowe veröffentlichte 1883/84 eine Copernicus-Biographie, die noch heute als ein Standardwerk gilt. Zur gleichen Zeit verstärkten sich in der Erinnerung an Copernicus aber auch die nationalen Gegensätze zwischen Deutschen und Polen.*

Als sich nach Gründung des Deutschen Kaiserreichs die Bemühungen um eine Dominanz der deutschen Kultur in den »Grenzmarken« im Osten intensivierten, wurde auch im Umfeld des Thorner »Coppernicus-Vereins« – er verwendete nun die Schreibweise mit Doppel-p als die vermeintlich authentischere – mehr und mehr eine eindeutige deutsche Herkunft des Astronomen behauptet. Im 20. Jahrhundert kam es dann, wie die Kultur-

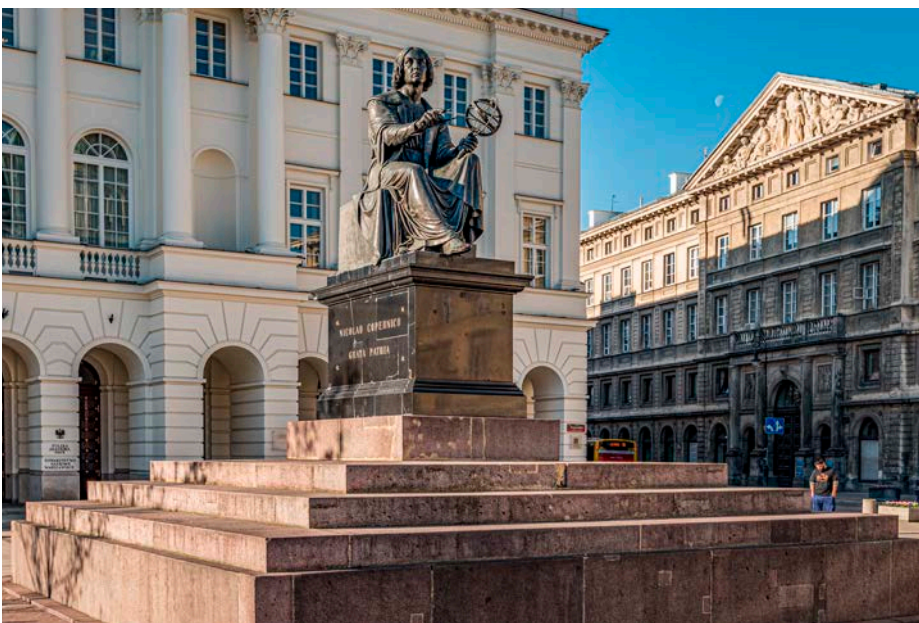


FOTO: TILMAN 2007, CC BY-SA 4.0, VIA WIKIMEDIA COMMONS

FOTO: HAJOTHU, CC BY-SA 3.0, VIA WIKIMEDIA COMMONS

*Konkurrierende Erinnerung: Das Warschauer Denkmal von 1830 sprach Copernicus den Dank des polnischen „Vaterlandes“ aus; in der Walhalla bei Regensburg wurde er 1842 hingegen unter die „ausgezeichneten Deutschen“ eingereiht.*

wissenschaftlerin Elisabeth Ritter schreibt, auf deutscher wie auf polnischer Seite zu einer weiteren »Radikalisierung der Aneignungsstrategien« in Bezug auf Copernicus. Die nationalsozialistische Führung schließlich ließ im Zuge ihres Eroberungskrieges in Polen mit Publikationen und Veranstaltungen planmäßig das »Deutschtum« des Copernicus herausstellen. Über seine Zugehörigkeit bestand auch für die Dichterin Agnes Miegel nicht der geringste Zweifel. In einem 1940 veröffentlichten Gedicht legte sie Copernicus die Worte in den Mund: »Kennt Ihr so wenig den Stamm, daraus ich entsprossen? / Meines Grenzlandes Geschick – kennt Ihr es nicht?« Wer hier sprach, konnte im Rahmen einer Gedichtsammlung, die den Titel *Ostland* trug, niemand anderes sein als »Niklaus Koppernigk ich, Deutsche, ein Deutscher wie ihr!« Von dem historischen Nicolaus Copernicus ist allerdings eine ganz andere Aussage überliefert: Als das Bistum Ermland im Rahmen des »Reiterkrieges« 1520 vom Deutschen Orden angegriffen wurde, bat Copernicus in einem Brief an den polnischen König Sigismund I. als treuer Untertan um Schutz und Unterstützung.



*Copernicus-Relief nach einem Entwurf von Georg Fuhg. Es wurde 1973 im Auftrag der Landsmannschaft Westpreußen geschaffen und befindet sich als Leihgabe im Landeshaus in Münster.*

FOTO: MARRIET BOUTEZ

In der DDR, wo Copernicus mit Rücksicht auf das »Bruderland« Polen unmissverständlich als »polnischer Gelehrter« zu gelten hatte, waren viele Forscher zudem bemüht, Copernicus als Vorläufer der staatlich vorgegebenen materialistischen Weltanschauung darzustellen. Die herrschende kirchliche Doktrin seiner Zeit habe Copernicus demzufolge mittels empirischer Wissenschaft anstelle von gelehrter Spekulation überwunden. Was dabei übergangen wurde: Das heliozentrische Modell hatte der Kirchenmann Copernicus aus geometrischen Überlegungen abgeleitet, die mit vergleichsweise wenigen astronomischen Beobachtungen auskamen. Beweisen konnte er seine Annahmen nicht – das wurde erst im 19. Jahrhundert möglich.

Bei den ebenfalls umfangreichen Copernicus-Feierlichkeiten in der Bundesrepublik gab es keine derart eindeutigen Schwerpunkte. Als allgemeiner Rahmen bot sich in der wirtschaftsstarken Bonner Republik die Idee des wissenschaftlich-technischen Fortschrittes an. Auch das amerikanische Raumfahrtprogramm und die bis in das Jahr 1972 fortgesetzten Mondlandungen der NASA scheinen ein Interesse an Copernicus gefördert zu haben. Für einen Akteur aber war das Jubiläum von geradezu existenzieller Bedeutung: Die Landsmannschaft Westpreußen erkannte darin eine Chance, um ihr nun zu Polen gehörendes Bezugsgebiet vermittelt über den in Thorn geborenen Copernicus aufs Neue im kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik zu verankern. In landsmannschaftlichen Kreisen wurde daher bereits ab Mitte der sechziger Jahre diskutiert, welche Mittel dafür genutzt werden könnten. In der in Münster angesiedelten Copernicus-Vereinigung, die sich auch als Nachfolgerin des alten Thorer Vereins etablierte, war zunächst an ein neues Copernicus-Denkmal gedacht worden. Bald darauf glaubte man aber zu erkennen, dass »die Zeit Denkmälern abhold war« und diese Art des Erinnerens nicht zu der gewünschten modernen »Öffentlichkeitsarbeit« passte.

In den verschiedenen Gremien, die zur Vorbereitung des Jubiläumjahres 1973 gegründet wurden, waren immer auch landsmannschaftliche Vertreter präsent. Bei Feierstunden und Vorträgen über Copernicus traten landsmannschaftliche Gruppierungen als lokale Veranstalter auf. Sonderdrucke des Copernicus-Schwerpunktes aus dem *Westpreußen-Jahrbuch* wurden Schulen zur Verfügung gestellt, und der Münchener Astronom Felix Schmeidler erhielt 1973 den Kulturpreis der Landsmannschaft West-



FOTO: THOMAS HOLSCHER

*Dem Copernicus-Verein zu Thorn gelang es – nach einer Reihe von Verzögerungen – das von ihm gestiftete Denkmal 1853 einzuweihen.*

**COPERNICUS ALS WESTPREUSSE** Nach dem Zweiten Weltkrieg milderte sich dieser deutsch-polnische Konflikt um Copernicus ab. Die alten Gegensätze blieben jedoch weiterhin wirksam, wie insbesondere ein Blick auf die Feiern zum 500. Geburtstag des Gelehrten im Jahr 1973 zeigt. Die Volksrepublik Polen feierte das Jubiläum mit großem Aufwand. Die Quellenforschung wurde vorangebracht, Autoren wie der Historiker Marian Biskup schufen damit eine neue Grundlage für die Beschäftigung mit Copernicus. Durchaus mit Nachdruck verwies Biskup dabei auf die Belege, die dafür sprächen, dass Copernicus sich »voll und ganz den Namen eines guten Staatsbürgers seines Heimatlandes« – womit das Königliche Preußen gemeint ist – »und damit auch des gesamten polnischen Staates verdient« habe. Polen sollte als das »Heimatland von Copernicus« auch international an Reputation gewinnen, wie zahlreiche ins Englische übersetzte Publikationen belegen. Zu den Höhepunkten des Jubiläumjahres gehörte außerdem ein aufwändiger Spielfilm, an dem Marian Biskup als Berater mitgewirkt hatte.

preußen. Schmeidlers fachwissenschaftliche Forschung wurde von der Landsmannschaft als »Ehrung und Würdigung unseres Landsmannes« Copernicus verstanden. Für Felician Prill, den damaligen Bundessprecher der Landsmannschaft Westpreußen, war Copernicus der »größte Sohn des Weichsellandes« und damit zugleich ein Vertreter der »langen Geschichte Westpreußens« – obwohl dieses Westpreußen, die Heimat, auf die die Landsmannschaft sich bezog, erst mehr als 200 Jahre nach dem Tod von Copernicus Gestalt annahm.

Sogar eine Art Copernicus-Denkmal brachte das Jubiläumsjahr schließlich noch hervor. Bei dem Bildhauer Georg Fuhg gab die Landsmannschaft ein zwei Meter breites Bronzerelief in Auftrag. Fuhg passte auch in Bezug auf seine Herkunft zu dieser Aufgabe, er stammte aus dem ostpreußischen Mehlsack. Nicolaus Copernicus hat sich dort häufig aufgehalten, als er sich im Auftrag des ermländischen Domkapitels um Besitzungen in dieser Gegend zu kümmern hatte – eine der vielen Verwaltungsaufgaben, die in seinem Leben wahrscheinlich mehr Zeit einnahmen als die Astronomie. Fuhgs Relief wurde dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe als Leihgabe überreicht und ist noch heute im Landeshaus in Münster zu sehen. Die eigentümliche Darstellung zeigt die Sonne und die fünf in der Frühen Neuzeit bekannten Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Die Erde jedoch, die Copernicus unter die Planeten eingereiht hatte, sie fehlt hier. Stattdessen laufen von der Sonne ausgehende Strahlen auf kleine Stadtsilhouetten zu. Sie repräsentieren die Lebensstationen von Copernicus, darunter Krakau und die italienischen Universitätsstädte Bologna, Padua und Ferrara. Als maßgebliche Anfangs- und Endpunkte dieser Reihe sind aber natürlich Thorn in West- und Frauenburg in Ostpreußen erkennbar, zudem noch Allenstein und Heilsberg im

historischen Bistum Ermland, wo Copernicus sich ebenfalls für längere Zeit aufgehalten hat.

Im Copernicus-Jubiläumsjahr 2023 kann man sich einmal mehr fragen: Was ist hier eigentlich zu sehen? Über die Geschichte der Astronomie sagt das Relief wenig aus. Dafür kann man hier etwas lernen über die Arbeit an einer Erinnerungskultur. Unbeabsichtigt und doch sehr deutlich zeigt die Darstellung von Georg Fuhg: Hier werden Verknüpfungen hergestellt, die Person des Nicolaus Copernicus, der Kosmos und das kulturelle Erbe West- und Ostpreußen haben in dieser Sichtweise etwas Wesentliches miteinander zu tun. Fast erscheint es, als überstrahlte dieses Bild sogar den eigentlichen Inhalt der kopernikanischen Revolution, den astronomischen Perspektivwechsel. – Vielleicht stärkt auch solch eine Beobachtung das Verständnis für die »neue« Geschichte, deren Zeit heute gekommen ist: Sie handelt von einem bewussteren Umgang mit alten Heldenerzählungen. st



**Aus Anlass des 550. Geburtstages von Nicolaus Copernicus zeigt das WESTPREUSSISCHE LANDESMUSEUM (WLM) vom 10. März bis zum 28. Mai die Ausstellung *Kopernikus #550*.**

Genauere Informationen bietet die Website: [westpreussisches-landesmuseum.de/ausstellungen/kopernikus-550](https://westpreussisches-landesmuseum.de/ausstellungen/kopernikus-550)

Im Verbund mit dem WLM entstand zum Jubiläumsjahr außerdem ein Schwerpunkt in dem Online-Portal *Copernico – Geschichte und kulturelles Erbe im östlichen Europa*, der hier zugänglich ist: [copernico.eu/de/kopernikus550](https://copernico.eu/de/kopernikus550).

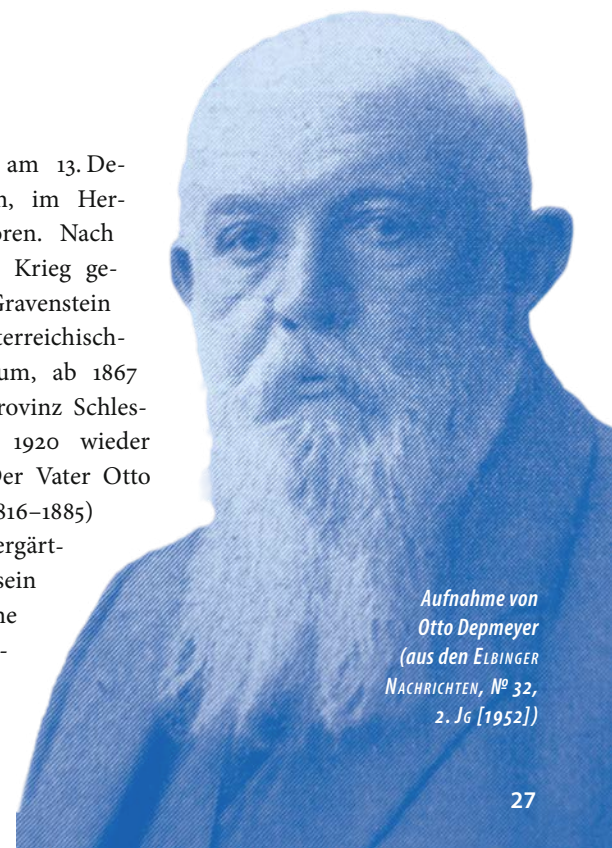
## DAS GRÜNDERZEITLICHE GESICHT DER STADT ELBING

### Auf den Spuren des Bauunternehmers Otto Depmeyer

**I**M LAUFE DES 19. JAHRHUNDERTS entwickelte sich Elbing zu einem wirtschaftlichen und industriellen Zentrum Westpreußens und der gesamten Region zwischen Danzig und Königsberg. Neben dem bedeutenden Impulsgeber, dem berühmten Maschinenbau-Ingenieur und Werftengründer Ferdinand Schichau (1814–1896), gab es weitere Industrie- und Handwerksbetriebe, die auch den Handel expandieren und die Stadt insgesamt florieren ließen. Zugleich setzte in allen Bereichen eine rege Bautätigkeit ein, die in dieser Zeit vor allem von einem Unternehmer getragen wurde, von Otto Depmeyer. Ein Überblick über die von ihm realisierten Projekte vermag deshalb die Möglichkeit zu eröffnen, die gründerzeitliche Entstehung der neuen, modernen und wirtschaftlich erfolgreichen Industriestadt nachzuvollziehen und dabei zugleich in wichtigen Fragmenten dasjenige Bild wiedererstanden zu lassen, das für die Bewohner, die bis 1945 in Elbing gelebt haben, »ihre« Stadt repräsentiert hat.

#### *Ein Nordschleswiger in Westpreußen*

Otto Depmeyer wurde am 13. Dezember 1852 in Grästen, im Herzogtum Schleswig, geboren. Nach dem Deutsch-Dänischen Krieg gehörte der Ort, der nun Gravenstein hieß, zunächst zum österreichisch-preußischen Kondominium, ab 1867 dann zur preußischen Provinz Schleswig-Holstein und kam 1920 wieder an Dänemark zurück. Der Vater Otto Heinrich Depmeyer (1816–1885) war Forstwirt und Obergärtner und erwartete, dass sein Sohn beruflich in seine Fußstapfen träte. Stattdessen entschied sich Otto Depmeyer für das



Aufnahme von Otto Depmeyer (aus den ELBINGER NACHRICHTEN, № 32, 2. Jg [1952])



Die 1885 erbaute Depmeyer-Villa in der Sonnenstraße

Bauwesen und ließ sich in Eckernförde, Köln und Lübeck zum Maurermeister ausbilden. Späterhin ging er nach Hohenhaff am Frischen Haff, wo er in der Ziegelei von Carl Schmidt eine Anstellung fand. Mit nur 22 Jahren gründete Depmeyer um 1874 ein eigenes Bauunternehmen, das offenbar bald als solide und verlässliche Firma allgemein bekannt und anerkannt wurde, denn schon Ende 1881 erhielt Depmeyer den Auftrag, die alte gotische Kirche zu den Heiligen Drei Königen in Elbing abzureißen und den Neubau zu errichten.

Otto Depmeyer band sich auch privat an den Ort seines beruflichen Wirkens. Er heiratete eine Elbingerin und hatte mit ihr vier Kinder, von denen zwei das Kleinkindalter überlebten. 1885 bezog die Familie ein eigenes Heim: eine neue, großzügige Villa in der Sonnenstraße 14. Der 1881 geborene Sohn Gustav strebte beruflich seinem Vater nach. Er absolvierte ein Architekturstudium an der Königlich Technischen Hochschule zu Charlottenburg und arbeitete dann bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1919 sicherlich auch in der väterlichen Firma mit.

Otto Depmeyer war ein ausgesprochener Erfolgsmensch, der sich auch fest in die sozialen und politischen Strukturen der Stadt integrierte, über ausgezeichnete persönliche Verbindungen verfügte und bald zur Crème der Elbinger Gesellschaft gehörte. In der renommierten *Ressource Humanitas* (die auch als »Casino« bezeichnet wurde) war beispielsweise immer ein Tisch für ihn und drei weitere Herren reserviert, und zwar für den städtischen Baurat Braun, für Wilhelm Reinhold Netke, seines Zeichens Civil-Ingenieur und Hauptmann a. D., sowie für den Mühlenbesitzer und Initiator der Haffuferbahn Ernst Hantel. Als Otto Depmeyer 1925 verstarb, bekundete die Anteilnahme der Öffentlichkeit an seinem Tode, welchen Respekt und welch hohes Ansehen er sich durch sein Wirken



Symbole des Maurerhandwerks als Dekor an der Fassade der Depmeyer-Villa

FOTO: DARIUSZ KIRAGA

erworben hatte. Seine Frau starb erst 1944, und zwar als damals älteste Bürgerin der Stadt, mit 99 Jahren. Nach dem Tode des Firmeninhabers wurde die Bauunternehmung verstaatlicht und büßte ihre vorherige überragende Bedeutung bald ein.

## In der Fläche

Bis heute konnte noch keine vollständige Übersicht über die von Otto Depmeyer errichteten Gebäude gewonnen werden, was insbesondere daran liegt, dass die Archive der Elbinger Baupolizei und des Hochbauamts 1945 verloren gingen. Es lassen sich ihm aber durchaus noch einige Bauwerke zuordnen, die auf die Breite der Bautätigkeiten und auf deren Variantenreichtum schließen lassen. Dabei verstand sich Otto Depmeyer ausdrücklich als »Maurermeister« und kooperierte deshalb oft mit Architekten wie z. B. Specht, Bädecker oder (ab etwa 1904) seinem Sohn Gustav, er nahm aber an den Entwurfsarbeiten regen Anteil und hielt das Ergebnis letztlich in den von ihm gefertigten Bauplänen fest. Überdies gab es auch Projekte, die er gänzlich eigenständig konzipierte und realisierte.

Ein großes Feld für diese Aktivitäten bot der Wohnungsbau, dessen Spannweite von einfachen, möglichst kostengünstigen Mehrfamilienhäusern bis zu prunkvollen Villen reichte – wie derjenigen von Carl Ziese, dem Schwiegersohn von Ferdinand Schichau und dessen Nachfolger in der Leitung des Unternehmens. Auftraggeber für großzügige Privathäuser fanden sich in der Gründerzeit in größerer Zahl, und diese Gebäude haben oftmals die Kriegszerstörungen überstanden. Dazu gehört nicht zuletzt das schon erwähnte eigene Heim, das Otto Depmeyer 1885 für seine Familie an der Sonnenstraße erbaut hatte. Dort prangen bis heute an der Fassade die vom einstigen Besitzer angebrachten Symbole des Maurerhandwerks.



Die 1903 erbaute Villa von Carl Ziese



Das 1884 erbaute Haus der St. Nikolai-Gemeinde in der Fischerstraße 10 (am linken Bildrand)

Ein weiteres bemerkenswertes Gebäude lässt sich ebenfalls der Bauunternehmung von Otto Depmeyer zuordnen. Es handelt sich um das 1884 errichtete Schul- und Wohnhaus der St. Nikolai-Pfarrgemeinde in der Fischerstraße 10: ein massives viergeschossiges Haus, dessen Frontseite sparsam, aber gefällig durch Gesimse und Pilaster gegliedert wird und das von der Straße aus keinen Eingang aufweist. Hier wohnte bis zu seinem Lebensende im Jahre 1905 der bekannte Elbinger Literaturhistoriker, Schriftsteller, Übersetzer und Komponist Heinrich Eduard Nitschmann. Die festen Mauern dieses Hauses erwiesen sich als derart stabil, dass nach dem Untergang der Stadt im Jahre 1945 die Ruine nicht verfiel, sondern bis in die späten 1950er Jahre hinein als letztes Relikt von der einst repräsentativen Bebauung der früheren Fischerstraße Zeugnis ablegte.

Angesichts des großen Verlustes an authentischen Dokumenten kann es als Glücksfall bezeichnet werden, dass im Danziger Staatsarchiv ein originales Blatt bewahrt worden ist, das Haus-Ansichten, einen Querschnitt und die Geschossgrundrisse des von Otto Depmeyer 1888 errichteten »Pfarrhauses für die Kirchengemeinde zum Heil. Leichnam« zeigt. Anscheinend folgte die Konzeption des unterkellerten zweistöckigen Gebäudes, das bis heute erhalten geblieben ist, Standardformen der damaligen Bauwesens; es konnte deshalb ohne die Zwischenstufe eines Architekturentwurfs realisiert werden.

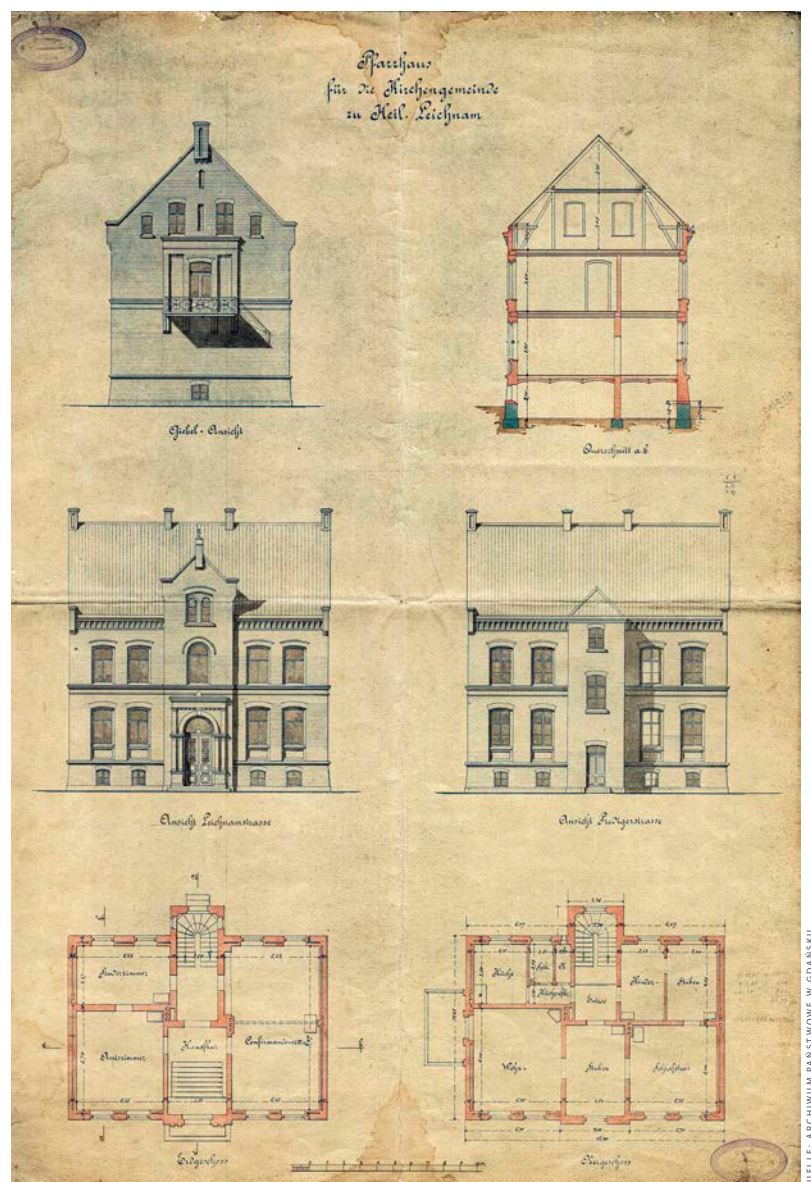
Zum Angebotsspektrum einer großen Bauunternehmung gehörte selbstverständlicherweise auch der Industriebau, der in der damaligen Zeit von den in der Stadt und im Kreis Elbing angesiedelten Unternehmen stark nachgefragt wurde. So errichtete Otto Depmeyer beispielsweise die neuen Produktionsanlagen, die Anfang der 1880er Jahre bei den Betriebserweiterungen der florierenden Zigarrenfabrik LOESER & WOLFF nötig wurden. Aufgrund der Vielzahl von Projekten sammelte er reiche Erfahrungen und war nun in der Lage, auch technisch höchst anspruchsvolle Aufträge auszuführen.

Er baute z. B. für Ferdinand Schichau Hallen, deren Höhe 20 Meter überschritten, oder eine Werkhalle, deren Länge 310 Meter maß.

### Die »Leuchttürme«

Wenn eingangs gesagt wurde, dass Otto Depmeyer das bauliche Gesicht der Stadt nachdrücklich geprägt habe, gilt dies insbesondere für die von ihm betreuten markanten öffentlichen Bauwerke. Dazu gehört zunächst das 1886/87 im Stile der Nordischen Renaissance erbaute und 1897 fertiggestellte Kaiserliche Postamt, das trotz kleinerer Schäden die Kriegszeit überdauert hat. Der Architekt ist bislang nicht namentlich bekannt. Die Bauleitung lag in den Händen des Regierungsbaumeisters Schäffer.

Noch repräsentativer und spektakulärer geriet das neue Rathaus der Stadt. Schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich der Elbinger Magistrat mit der Planung beschäftigt, musste allerdings aufgrund



Otto Depmeyers Bauzeichnung des 1888 für die Hl. Leichnam-Gemeinde errichteten Pfarrhauses

nicht ausreichender finanzieller Mittel für lange Zeit auf eine Verwirklichung verzichten. Im Übergang zu den 1890er Jahren konnte das Projekt aber endlich konkrete Formen annehmen. Der aus Neumark stammende Architekt Samuel Landshut, der sich späterhin – von 1900 bis zu seinem Tode im Jahr 1919 – nachdrücklich in die Baugeschichte des elsässischen Straßburgs eingeschrieben hat, fertigte die Entwürfe, die sich stilistisch ebenfalls an der Nordischen Renaissance orientierten, und 1891 begann man mit dem Bau. Nachdem der Süd- und zum größeren Teil auch der Westflügel – letzterer mit dem imposanten Sitzungssaal – fertiggestellt waren, trennten sich die Auftraggeber im Herbst 1892 von Landshut. Deshalb fiel Otto Depmeyer nun die Aufgabe zu, die vorliegenden Planungen zu aktualisieren sowie dementsprechend nochmals zu modifizieren und das gesamte Projekt unter Leitung von Baurat Arthur Lehmann zu verwirklichen. In dieser Schlussphase entstand dann auch der dem Friedrich-Wilhelm-Platz zugewandte Nordflügel mit dem hoch aufstrebenden Uhrenturm. Als die Arbeiten 1894 beendet wurden, beliefen sich die Kosten für das neue Rathaus insgesamt auf die erkleckliche Summe von gut 400.000 Mark.

Neben diesen beiden öffentlichen Gebäudekomplexen trugen vor allem die Sakralbauten zum hohen Renommee des – wie es auf seinem Firmenstempel hieß – »Maurermeisters« und »Baugeschäfts« Depmeyer bei. Diese Arbeiten setzten (worauf schon hingewiesen wurde) 1881 mit dem Abriss und dem 1885 vollendeten Neubau der Hl. Dreikönigskirche ein, die damals als erste neue große Kirche Westpreußens entstand, und reicht über kleinere Projekte wie die evangelische Kirche auf der Düne in Neukrug bei Liep (1884) oder die Mennonitenkirche in Rosengart (1890) bis zum Umbau des Turmes der Hl. Leichnamkirche, der letztlich allerdings nicht realisiert wurde. Das Originalblatt mit dem von Otto Depmeyer im Jahre 1910 angefertigten Entwurf gehört ebenfalls zu den Beständen des Danziger Staatsarchivs.

Besondere Erwähnung verdient überdies das in der Pangritz-Kolonie errichtete Gebäude der damals evangelischen St. Pauluskirche, deren Konzeption höchstwahrscheinlich ebenfalls von Otto Depmeyer selbst stammt. Unter der Voraussetzung, dass die



Das Kaiserliche Postamt am Friedrich-Wilhelm-Platz (Aufnahme aus dem Jahre 1905)



Das neue Rathaus am Friedrich-Wilhelm-Platz und an der Friedrichstraße (Aufnahme aus 1930er Jahren)

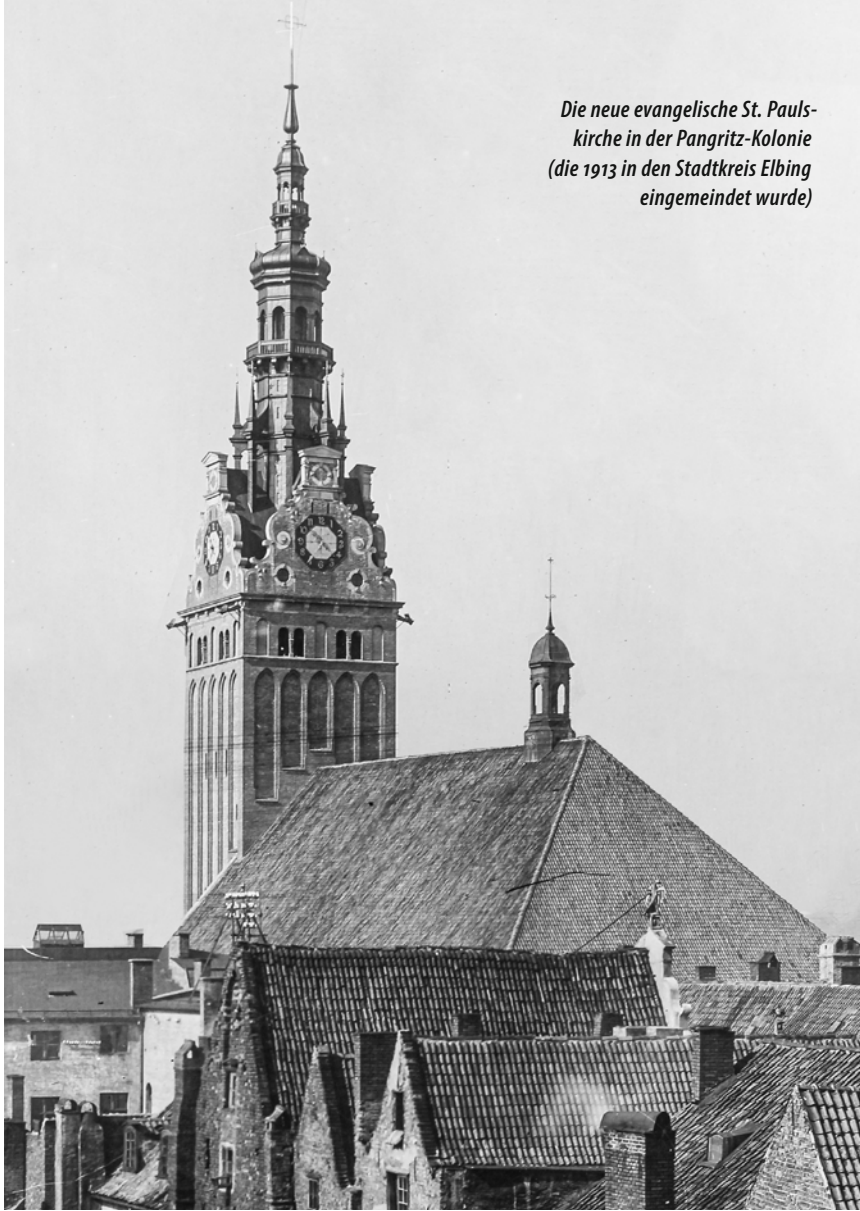


Stempel mit dem Logo des Maurermeisters und Baugeschäfts Otto Depmeyer

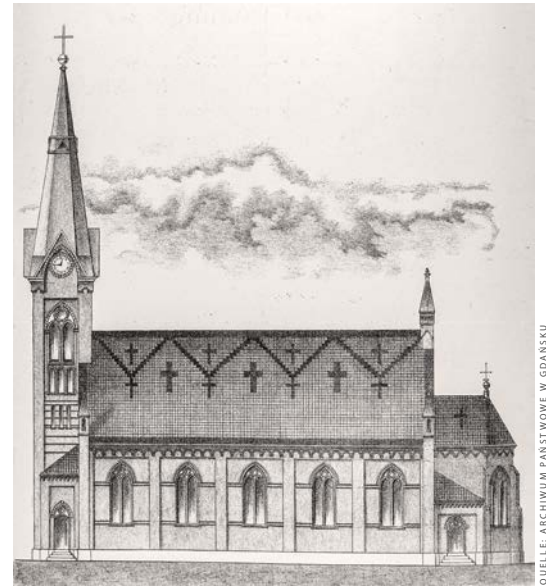
QUELLE: ARCHIVUM PANSTWOWE W GDANSKU

Kosten für das Bauwerk möglichst auf den Betrag von 35.000 Mark begrenzt werden sollten, entschied man sich für eine schlichtere Gestaltung und setzte Elemente des Bauschmucks nur zurückhaltend ein. Zudem wurde bei der Planung auf eine Gewölbekonstruktion verzichtet; den Raumabschluss sollte stattdessen eine elegante Holzdecke bilden. Lediglich der Kirchturm wurde durch einen etwas größeren Aufwand an ästhetisch-dekorativen Elementen hervorgehoben. Die Grundsteinlegung fand am 24. Juli 1892 statt. Als das neue Gotteshaus zwei Jahre später fertiggestellt war, zeigte sich bei der Schlussabrechnung, dass die gesamte Maßnah-

Die neue evangelische St. Paulskirche in der Pangritz-Kolonie (die 1913 in den Stadtkreis Elbing eingemeindet wurde)



me 86.000 Mark gekostet hatte. Auch wenn dabei die Ausstattung der Kirche – der Altar, die Bänke, einfache Kirchenfenster und die Orgel – mit eingerechnet worden war, hatte sich der Bau trotz aller Bemühungen um eine sparsame Ausführung gleichwohl doch erheblich verteuert.

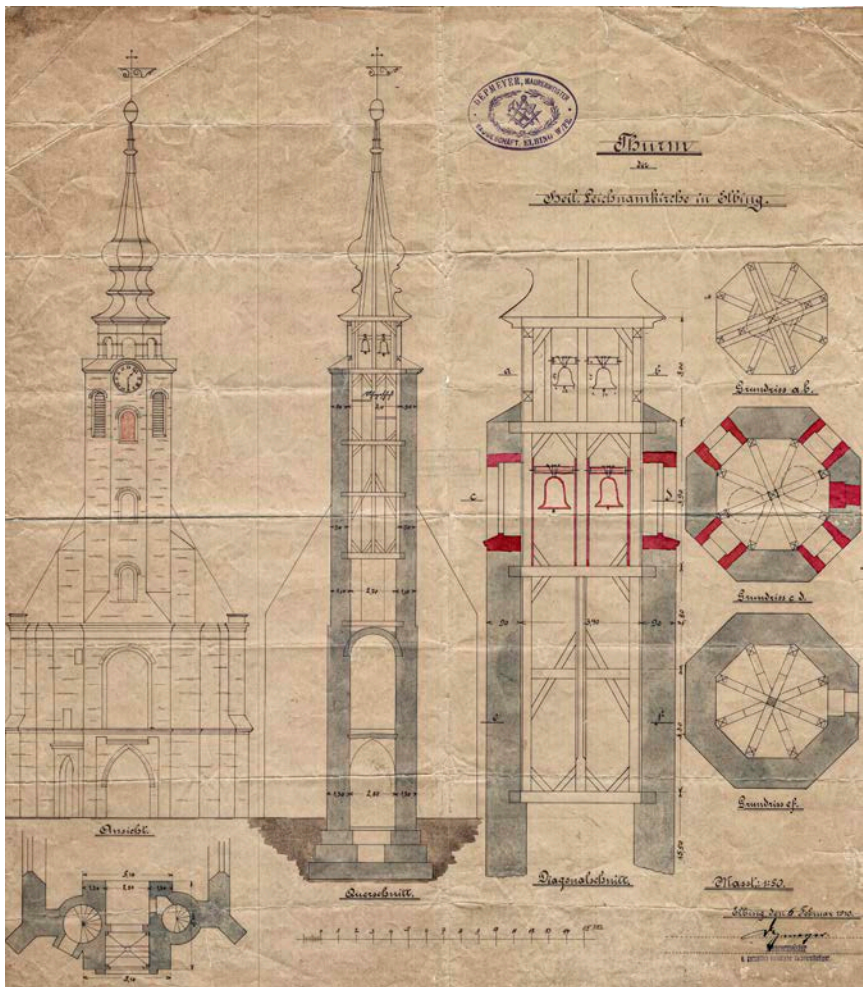


Der von 1906 bis 1907 errichtete Turm der St. Nikolaikirche (Abbildung aus den 1920er Jahren)

Das alles überstrahlende Projekt, das der Bauunternehmer Otto Depmeyer schließlich realisiert hat, war der Neubau des Turms von St. Nikolai in der Altstadt. Für eine Auftragssumme von 256.000 Mark entstand nach einem Entwurf von Baurat Theodor Neuhaus in den Jahren 1906/07 der mit 97 Metern höchste Kirchturm östlich der Weichsel. Die Bauleitung übernahm der Königliche Kreisbauinspektor Karl Michaelis, der mit den Regierungsbauführern Walcker und Stegmann sowie dem Architekten Hossenfelder zusammenarbeitete. Die Konstruktion vereinigte traditionelles Bauhandwerk sowie moderne Techniken und Verfahren. So wurde beispielsweise der Turmhelm vollständig aus Stahl gefertigt und kam damit auf eine Gesamtgewicht von nur 40 Tonnen. – Dieses äußerst komplizierte Bauvorhaben bildete für das Unternehmen von Otto Depmeyer die größte Herausforderung der Firmengeschichte. Aber auch sie wurde bravourös gemeistert; dank seiner Stabilität überdauerte das Bauwerk sogar das Artilleriefeuer und die Brände im Jahre 1945: Bis heute bildet der Kirchturm von St. Nikolai ein markantes Wahrzeichen von Elbing, das – wie das Titelbild dieser DW-Ausgabe anschaulich zeigt – die Reisenden schon von weitem grüßt und sie auf ihrem Weg bis in die Stadt leitet.

st Bartosz Skop

Bauentwurf von Otto Depmeyer zum Umbau des Turmes der Hl. Leichnamkirche



Sabrina Janesch

## Sibir

Berlin: Rowohlt, 2023

»Sibir«, »Sibirien« – Begriffe, die zu spontanen Assoziationen verleiten, Vorstellungen vom fernen, fremden Osten und dem entbehrungsreichen Leben dort wecken. Mit ihrem persönlichsten Buch wagt Sabrina Janesch einen Blick in diese Welt voller Geheimnisse, in welche ihr Vater 1945 mit Hunderttausenden deutscher Zivilisten von der Sowjetarmee verschleppt wurde. Die Verschränkung seiner Lebensgeschichte und ihrer eigenen versteht die Autorin, die in Frieden und Sicherheit in der niedersächsischen Provinz aufwuchs, als unausgesprochenen Auftrag, von ihren Vorfahren und deren wechselvollem Schicksal zu erzählen und zugleich das zu reflektieren, was als Weitergabe transgenerationaler Traumata bezeichnet wird. Dabei erweist Janesch sich als humorvolle Berichterstatteerin, genaue Beobachterin und nicht zuletzt als liebevolle Tochter.

Zehn Jahre alt ist Josef Ambacher, als Soldaten der Roten Armee ihn zusammen mit der Mutter, dem kleinen Bruder, Großeltern und Großtante sowie unzähligen anderen Menschen aus dem Heimatdorf im Frühjahr 1945 in einen Zug verfrachten. Die großen Trecks sind längst fortgezogen, doch Josefs Großeltern können sich nicht entschließen, das Land zu verlassen – das Land, in das sie keine sechs Jahre zuvor gezogen waren. Die Familie hatte seit dem achtzehnten Jahrhundert in Galizien gelebt, wohin die aus dem Egerland stammenden Vorfahren, dem Ruf der österreichischen Kaiserin Maria Theresia folgend, als Siedler gekommen waren. Nach 1920 gehörte Galizien zu Polen, eine Zeit der Enteignungen und Schikanen begann. Die politischen Verhältnisse nach der Besetzung durch ukrainische Truppen im Jahr 1939 beförderten die Entscheidung, alles, was man sich aufgebaut hatte, aufzugeben und in den Westen zu ziehen. »Heim ins Reich« bedeutete allerdings nicht ins Egerland, sondern in das noch kurz zuvor polnische Wartheland, das die Nationalsozialisten als Siedlungsgebiet ausgewiesen hatten. Wie ein dunkler Schatten lag das Unrecht der Vertreibung der polnischen Bauern, deren Höfe die Galizien-Deutschen übernahmen, über der Familie.

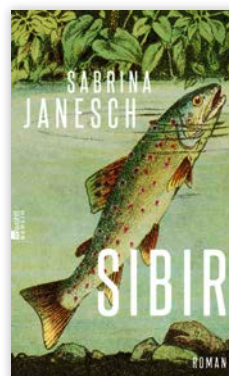
Die wechselhafte, österreichisch-deutsch-russische Geschichte interessiert jedoch in keiner Weise, als Soldaten der Roten Armee den Befehl umsetzen, alles, was deutsch ist, abzutransportieren. Nach qualvoller Fahrt, die nicht alle Menschen im Zug überleben, wird die bange Frage »Wohin?« durch die Gewissheit abgelöst, in der sibirischen Steppe gelandet zu sein. Der Neuanfang dort, wo niemand auf sie wartet, in der unendlichen Weite einer trostlos wirkenden Landschaft, ist mehr als schwierig und doch ohne Alternative. Überschattet wird er vom plötzlichen Verschwinden von Josefs Mutter, einer Tatsache, die er als Kind nicht akzeptieren kann. Noch monatelang sucht der Junge; die Mutter findet er nicht, die Fremde, die wenigen Menschen im Dorf, ihre merkwürdigen Rituale aber erschließt er sich so – und ihr Vokabular, ihre Wörter. Was mit dem unheimlichen Begriff »Sibir« begonnen hatte, weitet sich aus zu einem Wortschatz im ursprünglichen Sinne, einer Worternte, die Josef hilft zu überleben. Der Großvater als Tischler, die Großtante als Krankenschwester fügen den Begriff »Rabota« hinzu, sie sichern den Lebensunterhalt der kleiner gewordenen Familie und die Position innerhalb der Dorfgemeinschaft.

Erst im Laufe der Zeit wird dem Jungen klar, dass dieses Land, in dem er nun lebt, aber nicht zuhause ist, ebenfalls eine dramatische Vergangenheit hat: Unter sowjetischer Herrschaft waren die nomadisch lebenden Kasachen zur Sesshaftigkeit gezwungen und enteignet und in der Folge der stalinistischen Agrarpolitik Tausende in den Hungertod getrieben worden, zudem war die Viehzucht, seit Jahrhunderten Lebensgrundlage der Nomaden, in einen desolaten Zustand geraten. Die Haltung, mit der die Kasachen die unerbittliche Natur der Steppe, aber auch die russische Herrschaft ertragen, wird Josef bei der eigenen Suche nach Orientierung bedeutsam.

*Man muss nur zu stur sein, um zu erfrieren, zu stur sein, um sich fortwehen zu lassen, zu vertrocknen wie ein Pappelblatt, man muss sturer sein als die Bolschewiken, dann überlebt man, das müssen sich die Deutschen von den Kasachen abschauen oder von ihren Kamelen,*

rät der Großvater seinem Enkel.

Als 1955 die Interventionen des bundesdeutschen Kanzlers Adenauer bei der sowjetischen Führung zur Freilassung von Kriegsgefangenen führen, können auch Zivilverschleppte wie die Familie Ambacher in den Westen zurückkehren. Nicht nur für Josef, der sein altes Leben und erst vor kurzer Zeit geschlossene Freund-



Sabrina Janesch

### Sibir

Berlin: Rowohlt, 2023

352 S., geb., € 24,-

ISBN: 978-3-7371-0149-3



schaften aufgeben muss, bedeutet dies einen schmerzhaften Neuanfang, zudem steht ihm auch eine Auseinandersetzung mit der Identität als Deutscher bevor. Aus dem Auffanglager Friedland geht es in ein vom Krieg nicht zerstörtes Städtchen am Rand der Heide.

*Nichts an Mühlheide oder an Norddeutschland fühlte sich nach Heimat an. Sprach Josef Egerländisch, verstand ihn niemand, versuchte er sich an Hochdeutsch, verhaspelte er sich, rollte das »R« auf russische Art und geriet durcheinander. Alles an ihm verriet den Fremden: das kurz geschorene Haar, der unsichere Blick. [...] Diese Welt, in die sie hineingeraten waren, schien ihm entsetzlich klein, die Menschen engstirnig, die Straßen schmal, die Heide ein Witz gegenüber der Steppe.*

Jahrzehnte später erreichen Aussiedler aus der untergehenden Sowjetunion eben jenes Mühlheide, in dem die Ambachers sich einen bescheidenen Wohlstand erarbeitet haben. Aussiedler ausgerechnet aus Kasachstan, Russlanddeutsche, die als Bürger zweiter Klasse in der Sowjetunion in der zentralasiatischen Verbannung ausgeharrt hatten. Für Josef Ambacher ist es, als kennte er die Neuankömmlinge »von damals her«, und so wird er, der »Altsibirer«, zum Ansprechpartner derer, die nun ihrerseits sich einfinden müssen. Das Trauma der Konfrontation, sich einen Platz zu suchen und zu halten, verbindet alle in der Siedlung, ob sie nach hundertfünfzig Jahren an der Wolga nach Sibirien gekommen waren und nun in der Bundesrepublik neu anfangen oder nur ein einziges Jahrzehnt in der Steppe verbringen mussten. Neben einer gewissen »Östlichkeit« sind es die Sehnsucht nach Sicherheit bei gleichzeitiger Sorge, sich der örtlichen Gesellschaft dauerhaft anpassen zu müssen, sowie eine für die Folgegeneration, der die Erzählerin angehört, unverständliche Unbeständigkeit, die die Menschen ein Leben lang begleiten wird.

*Am östlichen Stadtrand wohnten beinahe ausschließlich Menschen, die nicht lange an ein und demselben Ort sitzen bleiben konnten, unter Schlafstörungen litten oder Angst hatten vor Stimmengewirr, der Stille, der Erinnerung, Zügen, Kellern und dem Winter.*

Der Vater, der alles erlebt, alles erlitten hatte, für alles und jeden Verständnis aufbringt, wird für die Tochter zum Vorbild, dem sie nachzueifern sucht, auch weil ein Hauch von Fremdheit und Geheimnis ihn umweht, so sehr er sich darum bemüht, die Geister der Vergangenheit nicht an die Oberfläche kommen zu lassen. Der Roman, in welchem die Lebensgeschichte des Josef Ambacher sich spiegelt in Erinnerungen und Erfahrungen der Tochter, erweist sich so als Ausdruck einer unausgesprochenen Pflicht der Nachgeborenen, das Vergangene nicht verloren gehen zu lassen, und es zugleich als Geschenk an alle zu bewahren, die lebenslang auf der Suche nach Heimat sind. Sabrina Janesch setzt diesen doppelten Erzählauftrag sprachgewandt, mit Leichtigkeit, Präzision und Humor um, so dass *Sibir* auch für diejenigen, die sich mit den zentralen Themen persönlich oder literarisch umfassend beschäftigt haben, ein großes Lesevergnügen bietet und neue inhaltliche Facetten erschließt. **st** *Annegret Schröder*

Przemek Zybowski

## Das pinke Hochzeitsbuch

München: Luchterhand, 2022



hr seid verrückt!« Scheinbar teilnahmslos hört der achtjährige Protagonist die Stimme seiner Großmutter, die fassungslos in den Telefonhörer brüllt: »... nach Deutschland!? Zu den Kreuzrittern! Noch schlimmer! Wahnsinnige! Zu den Helmut, do Helmutów, do Szwabów, do Hitlerowców, do Gestapowców.« Spätestens als die beißende Frage: »Und was wird mit eurem Sohn?« in die Beschaulichkeit eines sommerlichen Sonntagmorgens fährt und der Junge jäh mit der Fliegenklatsche, die seine Rechte fest umklammert hält, die fette Schmeißfliege vor sich zerquetscht, ist eines gewiss: Er wird den vorherigen Tag, den 28. Juli 1984, an dem ihn die Eltern abends nicht wie versprochen am Busbahnhof in Radomsko abgeholt, sondern Polen verlassen haben, als den Schicksalstag seines Lebens zu verstehen lernen. Auf dieses einschneidende Ereignis hin, gleich einem Fluchtpunkt, richtet sich letztlich alles aus, was in dem Roman *Das pinke Hochzeitsbuch* von Przemek Zybowski erzählt wird: über die Verlorenheit und Orientierungslosigkeit eines Kindes, das als »Pfand« bei der ahnungslosen Großmutter in Radomsko, einer Kleinstadt zwischen Lodz und Tschenschostochau, zurücklassen wird, damit sich die Eltern Ausreisepapiere erschleichen und sich unbemerkt mit der jüngeren Schwester nach Deutschland absetzen können; über die Angst vor der allgegenwärtigen schikanösen Geheimpolizei in einem diktatorischen Staat und die Übersiedlung zum »Klassenfeind«, hinein ins Ungewisse, hin zu Eltern, die ihm fremd geworden sind, denen er nach einem Jahr der erzwungenen Trennung nicht mit euphorischer Wiedersehensfreude, sondern vielmehr mit hilfloser Verstocktheit und sich verstetigender Abwehr begegnen wird.

Entlang zweier Erzählstränge, die jeweils die Sicht des erwachsenen Protagonisten und diejenige des Kindes entfalten, wechseln die Zeitebenen in zügigem Rhythmus, und der Leser wird derart geradlinig und kurzweilig durch das Romangeschehen geführt. Es beginnt aus der Ich-Perspektive des längst in der Bundesrepublik als Assistenzarzt etablierten Enkels, der an das Totenbett seiner Großmutter und somit zurück an jenen Ort gerufen wird, der ihm in Kindertagen vertraut war. Sinnbildlich für Morbidität und Vergänglichkeit steht dort vor dem Küchenfenster der Stumpf eines Baumes, der einst als stolze, prächtige Kastanie im Hinterhof seinen dominanten Platz hatte. 1936 war sie zu Ehren der Großmutter gepflanzt worden, die als Sechsjährige aus Frankreich nach Radomsko gekommen war, ein Umstand, der ihr zeitlebens das Ansehen einer Grande Dame verleihen sollte. Dass ihr Vater zu Zeiten der großen Hungersnot am Beginn des Jahrhunderts wie so viele Landsleute nach Frankreich ausgewandert war, um sich z. B. als Fremdenlegionär in Nordafrika zu verdingen, und später wie alle anderen wieder des Landes verwiesen wurde, ist nur ein Exempel für feine historische sowie politische Skizzierungen biographischer Hintergründe.

In die Erlebnisse rund um die Beisetzung der Verstorbenen – aus seiner distanziert beobachtenden Haltung heraus spricht er nur von »der Toten« – drängen sich Bilder aus jenem Jahr, das er als Junge bei seiner »Babcia« verbracht hatte. Er hört, wie seine Freunde ihn »Anhelli!« rufen – Anhelli, der auserwählte, tragische Held im gleichnamigen Versepos von Juliusz Słowacki, einem der »Drei Barden«, der Nationaldichter der Polnischen Romantik. Im Westen wird er diesen programmatischen Namen zugleich mit allen Gedanken an jene Zeit ablegen: Das ganze Jahr sei ausgelöscht, monieren seine Eltern. Er selbst resümiert, dass fast zwanzig Jahre lang, bis zum Ende des Medizinstudiums, das Jahr 1984 keine Rolle gespielt habe: »Freunde wunderten sich, wenn ich ihnen völlig ungerührt von der Flucht der Eltern erzählte. Aber mehr als die bloße Information konnte ich ihnen nicht geben. In der deutschen Sprache hatte ich keine Erinnerung daran.«

Dieser Verlust erzeugt letztlich einen so starken Leidensdruck, dass der Erzähler aufbricht, um den Jungen zu finden, der scheinbar spurlos aus seinem Leben verschwand. Ein immer wiederkehrendes Motiv beschreibt, wie er in der Wohnung der toten Großmutter auf der Wand eine geheime Blindenschrift als Nachricht entdeckt, nun versucht er Jahrzehnte später, diese Botschaft akribisch, Buchstabe für Buchstabe, zu entziffern, »wie ein Mönch, der alte Schriftfetzen übersetzte«. Bildhaft umschreibt diese Aktion den Prozess der eigenen Wieder-Entdeckung; er ist langwierig, abwägend und von latentem Zweifel geleitet, der ihn immer wieder an Grenzen führt.

*Hatte er diese Sätze wirklich gesagt oder gerade erfunden? Erinnernte er nur seine Erfindungen? Wie wahrscheinlich waren erfundene Erinnerungen? Kamen sie der Wahrheit so nah, als wäre es in echt so passiert? Zumindest besser, als keine Erinnerungen zu haben, tröstete er sich.*

In jenen Momenten, in denen das Erlebte und Gefühlte die Vorstellungskraft übersteigen und kaum in Worte zu fassen sind, kann dies Ungeheuerliche seinen adäquaten Ausdruck wohl nur in fantastischen, mystischen Visionen wie beispielhaft der des gewaltigen, aus dem Himmel herabschießenden Göttervogels finden: Er »stürzte mit polnischem Donnern und deutschen Geistesblitzen in seinen Hörapparat, am Abhörorgan der polnisch-russischen Big-Brother-Behörde UB vorbei entzweite er ihn am Rückgrat zu einem auseinandergerissenen Buchrücken«. Dieses wirkungsmächtige Bild lässt ihn nicht mehr los, immer wieder spürt er ihm nach, um zu begreifen, wie sich ihm in diesem einzigartigen Augenblick der Blick in die neue fremde Welt weit öffnete und er doch zugleich tief in der »schwarzen Erde« verwurzelt blieb.

Der Achtjährige, auf seiner Erzählebene in der neutralen dritten Person als »er« eingeführt, nimmt mit feinem kindlichen Gespür die Absurdität seiner Lebenswelt wahr: heimatlos zwischen Ost und West, zwischen der Resignation im Kommunismus und den Verheißungen des Kapitalismus, zwischen der ruppig herzlichen Fürsorge seiner Großmutter und der mangelnden Elternliebe. Oftmals hat er bereits im Fernsehen gebannt den Film *Kreuzritter* geschaut, mitgefiebert um die verloren geglaubte Schlacht bei Grunwald, bis »mit Pauken und Trompeten und schweren Geigen (und natürlich Gottes Hilfe) durch eine List« die stolzen deutschen Ordensritter durch tapfere polnische Kämpfer besiegt wurden. Einen Kriegsschauplatz ganz eigener Art bieten ihm die



aufgeheizten Telefonate der Babcia mit seiner Mutter, die sie nur noch verächtlich »die Deutsche« nennt. Scheinbar teilnahmslos verfolgt er, während es um sein Wohl und Wehe geht, wie Welten aufeinanderprallen, Vorwürfe, Anschuldigungen und Gehässigkeiten wie Geschosse abgefeuert werden: ein Wortgefecht ohne Sieger. Die Gespräche enden abrupt, und der Hörer hängt buchstäblich in der Luft.

Wenn Eltern und Sohn anlässlich der Beerdigung der Großmutter nach langer Zeit wieder einmal zusammentreffen, offenbart sich, dass die Zeit weder zwingend Wunden heilen muss oder zumindest notdürftig eine Beziehung kitten kann. Die familiäre Kommunikation liegt brach wie sonst auch in Telefonaten zwischen Bruder und Schwester. Den Eltern bleibt auch verborgen, was der Sohn jetzt als innere Befriedung erfahren hat: dass er nicht nur wegen des Begräbnisses nach Polen gefahren ist, »sondern auch um die ruhelose Suche dieses Jungen nach dem richtigen Ort zu beenden«.

Seine Geschichte mündet in ein theatralisch aufgeladenes Schlussbild, in dem auch der Fluch über jenes geheimnisvolle pinkfarbene Aufklärungsbuch (ein Geschenk an alle Frischvermählten), das bereits im eigenwilligen Titel des Romans auftaucht, gebannt wird. Einst hatte es seine Neugierde und vorpubertären Triebe erregt, aber auch die seiner hemdsärmeligen Freunde, die es ihm abluchsten. In kindlichem Schuldbewusstsein glaubte er für lange Zeit, der Verlust dieses Buches sei der wahre Grund dafür, dass seine Eltern ihn in Polen zurückgelassen hätten.

Die Affäre um das ominöse pinke Hochzeitsbuch entbehrt ebenso wenig wie die pointierten Personenbeschreibungen oder die Schilderung eines brisanten Besuches im Büro eines Geheimdienstlers nicht einer subtilen Komik, die dem Roman bei aller Ernsthaftigkeit und der tiefgehenden Reflexion über politische Willkür, menschliche Verantwortung und kindliche Verletzlichkeit durchaus eine gewisse Leichtigkeit verleiht. Die Biographie des Autors Przemek Zykowski, der, 1976 in Lodz geboren, 1985 nach Deutschland ausgereist ist und sich in Zürich als Psychiater niedergelassen hat – und überdies für das Theater schreibt und Erfahrungen mit Regiearbeiten gesammelt hat –, verrät durchaus eine Nähe zum Sujet seines Erstlingsromans, die sich jedoch dem Leser keineswegs aufdrängt. Vielmehr liegt hier eine autarke, geschickt disponierte und sprachgewaltig entworfene Geschichte vor, die gewiss ein lohnendes, gleichermaßen gewinnbringendes wie unterhaltsames Lektüreerlebnis zu vermitteln vermag.

✎ Ursula Enke

# Nach dem Ende der Illusionen

Die Politikwissenschaftlerin **Prof. Dr. Gwendolyn Sasse** hat bereits acht Monate nach dem Angriff Russlands auf die Ukraine eine fundierte Überblicksdarstellung der Hintergründe und Entwicklungen des Krieges vorgelegt. Im Interview mit Tilman A. Fischer spricht die Wissenschaftliche Direktorin des ZENTRUMS FÜR OSTEUROPA- UND INTERNATIONALE STUDIEN (ZOIS) in Berlin über die Implikationen für die europäische Außen- und Sicherheitspolitik.



FOTO: © A. RIEDL

**F**rau Professor Sasse, Sie üben wiederholt Kritik an der – teils überwundenen – Perspektive »des Westens« auf Russland. Welche westlichen Illusionen sind mit und seit dem 24. Februar 2022 zertrümmert worden?

Zum einen ist das die Illusion, dass man Russland von außen verändern kann. Allerdings hatten sich vielleicht auch schon weniger Menschen in der deutschen und europäischen Politik dieser Illusion hingegen; aber die Illusion, die es noch gab, war die Vorstellung, dass man das Verhältnis managen und die einseitige Energieabhängigkeit ausbalancieren könnte. Zwischen diesen Ideen von »Wandel durch Handel« oder zumindest »sicherheitspolitischer Stabilität durch Handel« bewegt sich diese Hauptillusion, die am 24. Februar 2022 zerbrach. Zum anderen gehört dazu, dass man in der deutschen und europäischen Öffentlichkeit gar kein klares Bild von der Ukraine als Staat und Gesellschaft hatte. Nur so erklärt sich, wie überrascht man nach Kriegsbeginn hierzulande über die militärische, politische und gesellschaftliche Resilienz der Ukraine war.

Was lehrt uns dieser Befund über den vor dem Angriffskrieg eingeübten Blick Deutschlands und Europas auf Ost- und Ostmitteleuropa?

Dazu gehört wieder zweierlei: Einerseits hat man zu lange das gesprochene und geschriebene Wort Putins und einiger seiner Eliten über die Ukraine nicht ernstgenommen – selbst das, was er in deutschen Zeitungen veröffentlicht hat. Man hat sich nicht vorstellen können, dass das wirklich in Politik umgesetzt werden könnte. Daraus folgt die Lehre, dass man Rhetorik – und vor allem staatliche Rhetorik – ernstnehmen muss. Andererseits hat man vor allem in Deutschland, aber auch in Europa, die Sowjetunion als Russland fortgeschrie-

ben. Viele ostmitteleuropäische Staaten kamen in dieser Wahrnehmung gar nicht vor, und es gab keinen differenzierten Blick auf Staaten wie die Ukraine; gleiches gilt für Moldau und Belarus. Es liegt eine große Schwäche darin, dass es nicht gelungen ist, den eigenen Blick den politischen Wirklichkeiten anzupassen, sondern sich vielmehr die Wahrnehmung – bewusst oder unbewusst – auf Russland verengt hat.

Vor welchen Herausforderungen steht die EU nun nach dem Ende der Illusionen?

Was ganz deutlich wird, ist, dass die EU außenpolitisch, aber auch im Innern, an die Grenzen ihrer Funktionsfähigkeit gestoßen ist. Es stehen außen- und sicherheitspolitische Grundsatzfragen im Raum, aber auch interne Reformen, die u. a. für einen ukrainischen EU-Beitritt unerlässlich sind.

Lassen Sie uns vielleicht zunächst die innere Verfasstheit der EU fokussieren! Mit Russland befindet sich die EU in einem offenen Konflikt mit einem autoritären Staat. Welche Konsequenzen hat dies für autoritäre Tendenzen in einzelnen EU-Mitgliedsstaaten – mithin für die Spannungen zwischen der Visegrád-Gruppe und dem Westen der EU? Wir sehen keine so klare Ost-West-Spaltung der EU, und das ist auch gut so.

Aber natürlich bleiben die autoritären Tendenzen und Regime, die es in der EU gibt, bestehen – vor allem in Ungarn, welches ein schwieriger Partner in Fragen der Russland-Politik ist. Allerdings war vor Februar letzten Jahres klar, dass Polen und Ungarn sich gegenseitig unterstützen und die wenigen Sanktionsmöglichkeiten in der EU aushebeln würden.

Das ist jetzt gebrochen, weil Polen sich mit Blick auf die Ukraine anders positioniert als Ungarn. Das heißt aber nicht, dass sich innenpolitisch in Polen irgendetwas verändert hätte. Vielleicht kommt das noch. Aber im Moment ist das nicht zu erkennen. Die Herausforderung im Moment ist, zu sehen: Wo gibt es Solidarität, um in dieser Situation als EU zu funktionieren und die Bedingungen für eine Beitrittsperspektive für einen ukrainischen EU-Beitritt zu schaffen? Denn, wenn es eine glaubwürdige Perspektive sein soll, setzt das voraus, dass sich auch die EU reformiert. Die Probleme innerhalb der EU – und die inneren Gefährdungen für die Demokratie – bleiben bestehen, vielleicht aber schärft die Auseinandersetzung mit dem autoritären Regime in Moskau den Blick für sie.

Wie wird sich wiederum die Außen- und Sicherheitspolitik der EU verändern müssen?

Das ist eine offene Frage – aber die EU muss sich verändern und muss auch die Politik gegenüber ihrer sogenannten Nachbarschaft anpassen. Denn es ist einiges in Bewegung: in der Ukraine ohnehin – und Ukraine und Moldau haben jetzt eine konkrete Beitrittsperspektive. Hier wird es darum gehen, diese glaubwürdig zu gestalten und mit notwendigen Reformen – und im Falle der Ukraine mit dem Wiederaufbau – zu verknüpfen. Das wird eine



Gwendolyn Sasse

**Der Krieg gegen die Ukraine**  
Hintergründe, Ereignisse,  
Folgen

München: C. H. Beck, 2022  
128 S. mit vier Karten, € 12,–  
ISBN 978-3-406-79305-9

sehr große Herausforderung sein. Darüber hinaus wird die Politik, die sich an die weitere Nachbarschaft richtet, Anpassungen erfahren müssen. Auch Beziehungen in den Südkaukasus werden stärker als bisher differenziert werden müssen – insbesondere, wenn wir an das autoritäre Aserbaidschan denken. Regional verändern sich in dieser Gegend die Machtverhältnisse, nicht zuletzt, da Russland sich momentan auf den Krieg in der Ukraine konzentrieren muss, was Ressourcen bindet. Das hat Folgen für Akteure wie Aserbaidschan, die im militärischen Konflikt mit Armenien um Bergkarabach den neuen Spielraum austes-

ten, aber auch für die Rolle der Türkei oder des Irans in der Region. Daraufhin muss die EU sich in Ihrer Politik anpassen.

#### Was ist hierzu notwendig?

Sie muss generell präsenter werden, auch über die Länder der östlichen Partnerschaft hinaus, und klarer formulieren, was sie in Beziehungen mit Ländern etwa in Zentralasien, aber auch in Asien oder Afrika anzubieten hat. Das ist bisher eher diffus geblieben. Bedingungen wie die Regelungen zur Beschlussfassung innerhalb der EU müssen verändert werden, wenn sie ein glaubwürdiger Akteur in der Außen- und

Sicherheitspolitik sein will, was von ihr erwartet wird: in der EU, in der Ukraine ohnehin, aber auch in Washington. Die USA erwarten schon seit langem, dass die EU souveräner wird. Es gibt noch nicht einmal einen Konsens, was für ein sicherheitspolitischer Akteur die EU sein will und ob dazu auch eine gemeinsame militärische Dimension gehört, wie der französische Atomschirm. Auch der derzeitige Konsens hinter der militärischen Unterstützung für die Ukraine könnte sowohl in Teilen der EU als auch in den USA brüchig werden.

st

## EUROPÄISCHE AUSSÖHNUNG – IM SCHATTEN DES KRIEGES

**Olaf Scholz hielt beim Jahresempfang des Bundes der Vertriebenen seine erste programmatische Rede zu Fragen der Vertriebenen- und Verständigungspolitik. Deren Aktualität stellte der Bundeskanzler angesichts des Angriffs auf die Ukraine ebenso heraus, wie er in kulturpolitischer Hinsicht Erwartungen weckte.**

Im zweiten Jahr seiner Amtszeit hat Bundeskanzler Olaf Scholz an die von Angela Merkel gepflegte Tradition der Teilnahme am Jahresempfang des Bundes der Vertriebenen angeknüpft. Am 28. März 2023 unterbrach er die Verhandlungen zwischen den Koalitionspartnern seiner Regierung, um in der Katholischen Akademie zu Berlin das Wort an BdV-Präsident Bernd Fabritius, die Mitglieder der Landsmannschaften und Landesverbände sowie die anwesenden Parlamentarier, Diplomaten und weitere geladene Gäste zu richten.

### Nein zu politischem und militärischem Revanchismus

Seine Rede stand – ebenso wie der gesamte Empfang, an dem auch Vertreter der deutschen Volksgruppe in der Ukraine teilnahmen – im Schatten des bereits über ein Jahr währenden Angriffskrieges Russlands. Mit diesem seien »revanchistische, imperialistische Aktivitäten, ein furchtbarer Krieg, wieder Realität in Europa geworden. Putin will die Identität der Ukraine auslöschen. Er will sie durch die Idee eines großrussischen Reichs ersetzen. Dafür überzieht er die Ukraine mit Leid und Zerstörung und gefährdet auch die Zukunft seines eigenen Landes.«

Die neue Kriegswirklichkeit stellte Scholz in den Kontrast zur in Europa gehegten Hoffnung, »dass die Freiheit und die Demokratie sowie die Unverletzbarkeit der Grenzen dazu beitragen, dass wir



Bundeskanzler Olaf Scholz bei seiner Festansprache

ein freies Europa erleben, in dem wir die schlimmen Erfahrungen des letzten Weltkrieges und der Zerstörung, die er mit sich gebracht hat, die unglaublichen Folgen, die er durch den unglaublichen Mord an den europäischen Juden, aber eben auch das Schicksal der Vertreibung mit sich gebracht hat, hinter uns gelassen haben, indem wir dazu beigetragen haben, dass eine friedliche Perspektive möglich wird.«

Dabei fokussierte der Kanzler seine Russland-Kritik auf den Bruch mit dem für das Europa der Nachkriegszeit konstitutiven völkerrechtlichen Grundsatz, »dass Grenzen nicht mehr mit Gewalt verschoben werden dürfen. Es war doch die eigentliche Konsequenz und das eigentliche Ergebnis der Entspannungspolitik der 70er-Jahre, dass wir uns in KSZE und OSZE darauf verständigt haben, dass eine solche gewaltsame Verschiebung von Grenzen nicht mehr stattfindet. Wir haben uns lange genug vor all denjenigen gefürchtet, die in Geschichtsbüchern geblättert haben, nachgeschaut

haben, wo Grenzen früher einmal verlaufen sind, um dann daraus kriegerische Ambitionen für sich abzuleiten und furchtbare Zerstörung anzurichten, und wir wissen ganz genau, wohin das führt, wenn gewissermaßen jemand in den Atlanten der Vergangenheit guckt, wo man Grenzen schon einmal gezogen hat.«

Hier vollzog Scholz eine globale Perspektivweitung und berichtete aus einem Gespräch mit dem Präsidenten Kenias über die Konsequenzen des europäischen Kolonialismus: »Wenn wir in Afrika«, zitierte er sein Gegenüber, »daraus jetzt Konsequenzen ableiten würden und Grenzen wieder neu verschieben würden, wo sollte das enden?« Bezug nahm Scholz zugleich auf das diesjährige Motto des TAGES DER HEIMAT: »Krieg und Vertreibung – Geißeln der Menschheit«. Um ein Ende dieser »Geißeln« zu erreichen, genüge es aber nicht, »pauschal nach Friedensverhandlungen zu rufen, wie es einige tun«, denn »mit der Waffe an der Schläfe lässt sich nicht verhandeln, außer über die eigene Kapitulation«. Voraussetzung für einen Frieden sei daher, »dass Putin erkennt: Er wird seine Ziele nicht erreichen. Sein Imperialismus wird nicht siegen.«

Angesichts des lange Zeit in der öffentlichen Diskussion perpetuierten Bildes, die als reaktionär empfundenen Vertriebenenverbände seien nicht repräsentativ für die Gesamtheit der von ihnen vertretenen gesellschaftlichen Gruppe, war es bezeichnend, dass Scholz dezidiert betonte, die »Vertriebenen, aber eben auch ein Verband wie der BdV, haben die richtigen Schlüsse aus der Geschichte gezogen, indem sie eben nicht im ständigen Rückblick einer vermeintlich guten alten Zeit nachtrauern, sondern dabei mithelfen, dass unsere Gegenwart und Zukunft geprägt sind von mehr Menschlichkeit, Mitgefühl und Versöhnung.«

## Bekenntnis zur Kulturförderung weckt Erwartungen

Daher sei es »gut für unser Land, wenn die Kinder- und Enkelgenerationen am Schicksal der Heimatvertriebenen und Spätaussiedler Anteil nehmen.« Familienforschung, Erkundung der Regionalgeschichte, vor allem aber die vielfältigen Kontakte der Heimatvertriebenen und ihrer Nachfahren – einschließlich hieraus entwickel-

ter karitativer Projekte – bezeichnete Scholz als einen »Teil der Aussöhnung in Europa«, für den bereits »im Jahr 1950 die wegweisende Charta der Heimatvertriebenen« gestanden habe, »in der es heißt: ›Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.« Vor diesem Hintergrund bekannte sich Scholz »ganz ausdrücklich zur Unterstützung des Bundes der Vertriebenen und seiner Versöhnungsarbeit«: »Dazu zählt, die Kultur und die Geschichte der Deutschen aus den ehemaligen Siedlungsgebieten im östlichen Europa lebendig zu halten.«

Diese Worte des Bundeskanzlers stehen freilich in einer gewissen Spannung zum restriktiven Haushaltsansatz von Kulturstaatsministerin Claudia Roth für die Projektmittel im Bereich der Kulturarbeit nach dem Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetz (BVFG). Deren Kürzung stellt eine wesentliche Einschränkung insbesondere für die Arbeit der Kulturreferenten dar. Daher vermögen die

Ausführungen des Bundeskanzlers vor allem die Erwartung zu wecken, dass ihnen am Kabinetttisch Entscheidungen folgen, die insgesamt zu einer Besserung der finanziellen Situation führen. Dabei müssten sie nicht zuletzt auch dazu beitragen, dass die staatlichen Institutionen an der kooperativen Haltung gegenüber den Vertriebenenorganisationen festhalten, zu welcher der Regierungsbeschluss zur Kulturförderung nach BVFG von 2016 verpflichtet – und die etwa die Arbeit der Kulturstiftung Westpreußen bzw. des Westpreußischen Landesmuseums betrifft: »Rückgrat des Bereichs sind die institutionell durch den Bund geförderten Museen, Kulturreferentinnen und -referenten, die Einrichtungen der kulturellen Vermittlung und Öffentlichkeitsarbeit sowie die Forschungsinstitute, die ihre aus §96 BVFG folgenden Aufgaben auch in bewährter Kooperation mit den Landsmannschaften und den landsmannschaftlichen Verbänden erfüllen.«

✎ Tilman Asmus Fischer



*Großes Interesse, mit dem Bundeskanzler ins Gespräch zu kommen (v.l.n.r.): AGDM-Vorsitzender Bernard Gaida, DFDR-Vorsitzender Prof. Dr. Paul-Jürgen Porr, Bundeskanzler Olaf Scholz MdB und BdV-Präsident Dr. Bernd Fabritius*

## Humanitäre Hilfe und Brückenbau

Von diesem Ausgangspunkt aus entfaltete der Kanzler die militärische und humanitäre Unterstützungspolitik seiner Regierung – und würdigte mit Blick auf die Flüchtlingsaufnahme ebenso den Einsatz der Zivilgesellschaft. In diesem Zusammenhang dankte Scholz dem Bund der Vertriebenen dafür, sich »über alle Maßen engagiert« zu haben, »zum Beispiel durch Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer vor Ort in den Beratungsstellen oder online. Sie haben Hilfe für Flüchtlinge in der Ukraine organisiert [...]. Auch über die Landsmannschaften haben Sie Spenden- und Hilfsaktionen ins Leben gerufen – in enger Zusammenarbeit mit den deutschen Minderheiten in der Ukraine, Polen, der Slowakei, Ungarn und Rumänien.« Es habe sich »wieder einmal gezeigt, wie gut und eng« deren Verbindungen seien: »sie sind wahre Brückenbauer.«



Franziska Davies / Katja Makhotina

## *Offene Wunden Osteuropas. Reisen zu Erinnerungsorten des Zweiten Weltkriegs*

Darmstadt: wbg Theiss, 2022; 288 S. mit 11 s/w Abb., Klappenbroschur, € 28,00 – ISBN 978-3-8062-4432-8

Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg ist das Fundament eines freien, geeinten Europas. Deshalb bereisten die Autorinnen immer wieder zahlreiche Stätten Osteuropas, an denen deutsche Soldaten oft vergessene Kriegsverbrechen begingen. Mit Fakten, Rückgriffen auf ihre Familiengeschichten und in Gesprächen mit

Überlebenden, Studierenden und Historikern veranschaulichen sie die Dimensionen dieses Vernichtungskrieges. Ihre zehn Reportagen zeigen nachdrücklich, warum wir die Verbrechen der Wehrmacht und die Opfer des Krieges im Gedächtnis behalten müssen – gerade jetzt, wo Europa durch einen neuen Krieg erschüttert wird.



Michael Thumann

## *Revanche – Wie Putin das bedrohlichste Regime der Welt geschaffen hat*

München: C.H. Beck, 2023; 288 S., mit 15 Abb., Hardcover, € 25,00 – ISBN 978-3-406-79935-8

Kaum ein politischer Beobachter kennt Russland besser als der Autor dieses schon in 6. Auflage erschienenen Bandes, der seit über 25 Jahren aus Osteuropa für DIE ZEIT berichtet. Er zeichnet Russlands Absturz in eine zunehmend totalitäre Diktatur und den Weg in Putins imperialistischen Krieg aus nächster Nähe nach und analysiert das

Motiv des Diktators und seiner Getreuen: Revanche zu nehmen für die demokratische Öffnung nach 1991 und die vermeintliche Demütigung durch den Westen. Putins Herrschaft radikalisiert sich: »Unter Wladimir Putin verabschiedet sich Russland, das eigentlich größte europäische Land, aus Europa. Erneut senkt sich ein Eiserner Vorhang quer durch den Kontinent.«



Felix Hartlaub

## *Aufzeichnungen aus dem Führerhauptquartier*

Hrsg. von Gabriele Lieselotte Ewenz. Mit einem Nachwort von Matthias Weichelt

Berlin: Suhrkamp, 2023; 192 S., fester Einband, € 23,00 (= Bibliothek Suhrkamp. 1540.) – ISBN 978-3-518-22540-0

Der Explosionsknall der Bombe war am 20. Juli 1944 in der ganzen Wolfsschanze zu hören: auch in den Baracken des Sperrkreises II, in denen der Historiker und Obergefreite Dr. Felix Hartlaub am offiziellen Kriegstagebuch der Wehrmacht mitarbeitete. Das Attentat wurde für ihn zum Auslöser, insgeheim an seinen schon zuvor be-

gegebenen literarischen Aufzeichnungen weiterzuschreiben, in denen er präzise Innensichten aus der militärischen Befehlszentrale des »Dritten Reichs« festgehalten hat. Darunter ist ein spektakulärer Romanentwurf über die unmittelbaren Nachwirkungen des 20. Juli, der in der Einschätzung der Vorgänge bislang kaum zur Kenntnis genommen wurde.



Uwe Neumahr

## *Das Schloss der Schriftsteller. Nürnberg '46*

München: C.H. Beck, 2023; 304 S. mit 31 Abb., Hardcover, € 26,00 – ISBN 978-3-406-79145-1

Wohl nie waren so viele namhafte Schriftsteller und Korrespondenten aus aller Welt unter einem Dach versammelt wie in Nürnberg 1946: Erich Kästner war ebenso dort wie Erika Mann, John Dos Passos, Martha Gellhorn oder Willy Brandt. Augusto Roa Bastos kam aus Paraguay, Xiao Qian aus China. Im Gerichtssaal blickten sie den Verbrechern ins Angesicht, im Press Camp auf dem Schloss versuchten sie,

das Unfassbare in Worte zu fassen. Dabei trafen im Mikrokosmos des Faber-Schlusses Exil-Rückkehrer auf Überlebende des Holocaust, Kommunisten auf Vertreter westlicher Medienkonzerne, Frontberichterstatler auf extravagante Starreporter. Und während sie in den Abgrund der Geschichte sahen, veränderten sie sich selbst – und zugleich die Art, in der sie schrieben.



Ljudmila Ulitzkaja

## *Die Erinnerung nicht vergessen*

Übersetzung aus dem Russischen von Ganna-Maria Braungardt und Christina Links

München: Carl Hanser, 2023; 192 S., geb., € 23,00 – ISBN 978-3-446-27630-7

Nach der *Kehrseite des Himmels* setzt Ljudmila Ulitzkaja, die im Februar ihr 80. Lebensjahr vollendet hat, mit diesem Band ihre autobiografische Prosa bis in die Gegenwart fort. Persönliche Notizen über ihre Familie, über Herkunft und Glauben, über den eigenen Körper und seine Narben stehen neben den drängenden Fragen zur politischen und ökologischen

Situation. Im Frühjahr 2022, kurz nach Putins Überfall auf die Ukraine, zog die Autorin aus Moskau nach Berlin. Das Verbot von *Memorial* beschäftigt sie nun ebenso wie das Verhältnis von Individuum und Staat im Totalitarismus. Damit hält sie ein offenes und kompromissloses Plädoyer für eine bessere Erinnerungskultur, das die Autorin selbst mit Leben füllt.

# Impressum

**Herausgeber und Verlag:** Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e.V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende  
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61

**Sparkasse Münsterland Ost, Münster:**

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51  
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung  
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld  
(sekretariat@der-westpreusse.de)

**Redaktion:**

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /  
Redaktionsleiter;

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) /  
Ressort PANORAMA;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /

Ressorts VORSPANN sowie POLITIK UND GESELLSCHAFT;

Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) /

Text- und Bildredaktion

**Korrespondentinnen und Korrespondenten:**

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)  
für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)  
für Marienburg, Bartosz Skop (Elbląg) für Elbing

**Verlags- und Redaktionsadresse:**

Der Westpreuße  
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61  
sekretariat@der-westpreusse.de  
www.der-westpreusse.de

**E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:**  
leserpost@der-westpreusse.de

**Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:**  
MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn-Bad Godesberg

**Herstellung:** WIRmachenDRUCK GmbH  
Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

**Auflage:** 1.000 Exemplare

**Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen  
Kulturregion** erscheint alle drei Monate (im März, Juni,  
September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt  
halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im  
Ausland jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei  
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße / Lands-  
mannschaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines  
entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich  
oder jährlich € 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-.  
Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier  
ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag.  
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei  
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres  
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall  
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit  
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem  
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.  
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt  
die Anzeigenpreislise Nr. 2.

# Autorinnen und Autoren

**Dr. Alexander Kleinschrodt** studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik; er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Seit 2018 ist er Vorstandsmitglied der Westpreußischen Gesellschaft.

**Dr. Janusz Mosakowski** – Literaturwissenschaftler am Institut für Polnische Philologie der Universität Danzig, Leiter des Forschungslabors LITERACKIE TRÓJMIASTO [Literarische Dreistadt] und Übersetzer (Mitredakteur der Serie: *Danzig w Gdańsku* [Danzig in Gdańsk]). Forschungsschwerpunkte: der Danziger historische Roman (*Dzieje Gdańska w niemieckiej powieści historycznej XIX wieku* [Die Vergangenheit Danzigs im deutschen historischen Roman des 19. Jahrhunderts], Pruszcz Gdański 2009); deutsche und polnische lokale Belletristik (Danzig und Pommern); die Bibel in der Literatur.

**Almut Nitzsche**, lebt in Annaberg-Buchholz in Sachsen. Diplom-Ingenieurin für Silikattechnik, bedingt durch die politische Wende in verschiedenen Berufsfeldern tätig (Technologin für Emaillierung, Vermessungstechnikerin, Projektleiterin für Geographische Informationssysteme). Ab 2003 Mitarbeit an der Webseite fembio.org und am Kalender *Berühmte Frauen*. Seit 2005 selbstständig (Layout und Satz, Verfassen von Sachtexten, Redaktionsleitung u. a. bei einer musikalischen Zeitschrift); seit 2019 Inhaberin einer Buchhandlung.

**Dr. Magdalena Izabella Sacha** befasste sich schon seit ihrem Studium mit Fragen der deutsch-polnischen Beziehungen. In den Jahren von 2001 bis 2009 leitete sie das Regionalmuseum Krockow in der Kaschubei, die Außenstelle des Westpreußischen Landesmuseums. Seit 2004 arbeitet sie am Kulturwissenschaftlichen Lehrstuhl der Universität Danzig und unterrichtet u. a. Museumswissenschaft und Regionalgeschichte.

**Annegret Schröder** studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

**Bartosz Skop** studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehemaligen Ost- und Westpreußen und Aufsätzen zur Kirchen- und Orgelbaugeschichte dieser Region; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet er gegenwärtig am Schloss-Museum in Marienburg.

VORHINWEIS

DER DIESJÄHRIGE WESTPREUSSEN-KONGRESS  
SOLL VOM 22. BIS 24. SEPTEMBER 2023  
IN WARENDORF STATTFINDEN.



WESTPREUSSISCHE  
GESELLSCHAFT

Er wird sich einem Thema zuwenden, das um eine Leitfigur  
der abendländischen Geistesgeschichte kreist. Es lautet:

## JOHANN AMOS COMENIUS IM LAND AN DER UNTEREN WEICHSEL –

### Interkulturelle Spuren eines universellen Gelehrten, Theologen und Pädagogen

Damit beschäftigen wir uns mit einer historische Phase des Landes an der  
unteren Weichsel, die bislang, wenn überhaupt, nur ganz selten Berücksichtigung  
gefunden hat: dem Königl. Preußen um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Wir bitten Sie, diesen Termin bereits frühzeitig für eine Teilnahme zu reservieren.



**E**in aufmerksamer Betrachter, der von der gegenüberliegenden Weichseite aus auf das Stadtbild von Thorn schaut, vermag zwischen der majestätischen Johanneskirche und dem massiven, zinnenbewehrten Brückentor den vergleichsweise unscheinbaren Kranturm, den kleinen Bruder des berühmten Danziger Krantores, zu entdecken. Dabei hilft der weiß leuchtende Fachwerk-Vorbau im Dachstockwerk. Der einstige Wehrturm aus dem 13. Jahrhundert, einer der neun, die heute noch erhalten sind, ist Teil der mittelalterlichen Befestigungsanlage.

Seit nun genau 200 Jahren ist er baulich mit dem dahinterstehenden ehemaligen »Schwedischen Getreidespeicher« verbunden. Das preußische Militär ließ das Gebäude, nachdem es zunächst als Kaserne genutzt worden war, 1823 für Lagerzwecke herrichten: Zur Flussseite hin wurden in den Turm drei Geschosse mit Luken und Schlagläden eingezogen, und auf dem Dachboden, unter einem neu entworfenen Satteldach, entstand eine Hebevorrichtung für den Kran

mit einem ausgeklügelten Mechanismus, der bis heute im Originalzustand erhalten blieb. Die mächtige Holztrommel, das von Hand bewegte Antriebsrad von über zwei Metern Durchmesser sowie das kleinere Sperrrad mit seinem schmiedeeisernen Zahnkranz zeugen von hoher Handwerkskunst, bieten darüber hinaus aber, wie bei dieser Aufnahme zu sehen ist, durchaus ein beeindruckendes, auch ästhetisch ansprechendes Motiv der Technikgeschichte.

Dieses Bild sollte man vor Augen haben, wenn der Spazierweg einmal über den Philadelphia-Boulevard am Kranturm vorbeiführt und ein als touristische Attraktion am Seil hängender Sack den Blick nach oben lenkt – denn der Turm ist für die Öffentlichkeit leider nicht zugänglich. Ob dies aber wohl auch für die Gäste des Hotels *SPICHRZ* gilt? In das alte »Speicher«-Gebäude wurde es um die Jahrtausendwende unter der strengen Aufsicht des Denkmalschutzes derart geschickt integriert, dass die Initiatoren dafür schon mehrere Auszeichnungen erhalten haben.